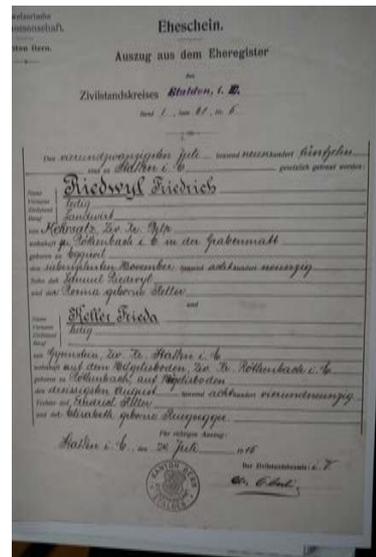
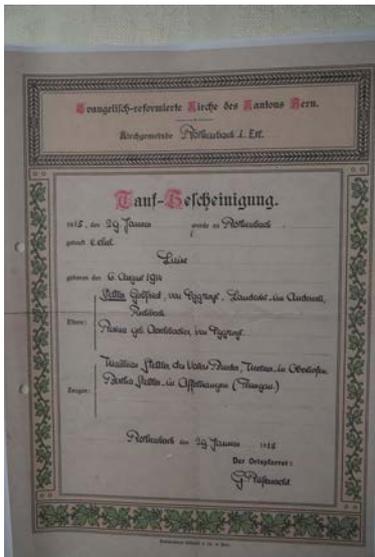


# Vom und über den Autor

Hans Riedwyl alias Johann Riedweil

Mit Exempeln von Jeremias Gotthelf



Homepage: [www.riedwyl.net](http://www.riedwyl.net)

## 1 Der erste und zweite Schrei

**Gotthelf:** Mit welcher Ahnung hält der Vater sein Kind, und besonders einen Buben, zum erstenmal auf dem Arme und schaut sein schreiend Gesicht!

Was wird wohl aus dem Bürschlein alles, wie wartet auf ihn die Welt, was wird sie ihm bieten, wie wird er sie bezwingen? Dass noch kein solches Ding in die Welt gekommen, dessen ist der Vater überzeugt und sieht im Geiste

den Sohn mit Ruhm und Ehren gekrönt.

1838 Leiden und Freuden eines Schulmeisters, 2. Teil

Die Nabelschnur zweimal um den Hals bin ich am 19. März 1936 geboren. Die Hebamme wartete und schüttelte mich tüchtig. Dann endlich sog ich die erste Luft in mich ein und schrie. Das geschah im Dorf Konolfingen, wo die Strassen Bern-Luzern und Burgdorf-Thun und die gleichnamigen Bahnlinien sich kreuzen. Die Milchsiederei, damals noch die Stalden AG, später eine Tochter der Nestlé Holding, gab 1933 den Ausschlag zur Verschmelzung der Gemeinden Gysenstein, Stalden und Konolfingen. So wurde aus meinem Heimatort Gysenstein neu Konolfingen. Der Pfarrer hat offensichtlich noch nicht gewusst, das Riedwyl mit y geschrieben wird und der Heimatort nicht mehr Gysenstein, sondern Konolfingen ist. Tauf-Spruch: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen – du bist mein. Johannes 43.1, mag ein Hinweis auf meine nicht einfache Geburt gewesen sein.

Als protestantischer Christ verbrachte ich die ersten drei Jahre in einer kleinen Einzimmer Dachwohnung am Konolfingen-Stutz. Keine Erinnerung habe ich an diesen ersten Wohnort. Zu viel muss ich geschlafen oder auch geschrien haben.

Mein Vater, Schmied von Beruf, fand in den Krisenjahren nach kummervoller Suche für kurze Zeit eine Anstellung in der Möbelfabrik BIGLA in Biglen. Doch wurde ihm nach einiger Zeit wieder

gekündigt und er plante die Ausreise unserer Familie zu einem Bruder seiner Mutter nach Argentinien. Stell dir vor, was hier aus mir geworden wäre?! Im Winter 1935 ging die BIGLA in Flammen auf und mein Vater wurde zur Aufräumung und für die vorgesehene Pferdestollenproduktion wieder angestellt. Der kleine Hausrat mit den drei Kindern, ich und die um 2-3 Jahre älteren Geschwister Trudi und Walter, wurden nach Biglen gezügelt. Dies geschah am 1. April 1939, kurz vor Beginn des zweiten Weltkrieges. Meine erste Erinnerung! Ich wurde der Tochter des Schmiedemeisters Hedi Jenni am Zügeltag in Obhut gegeben. Sie führte mich durch einen hohen Gang in die Küche und ich schrie jämmerlich und hatte Angst vom Echo in diesem hohen Tunnel. Der Schmiedemeister und seine Familie waren aber sehr gute Leute, waren für damalige Verhältnisse reich. Er war Schmiedemeister und Rosshändler und lies sich täglich von einem Barbier rasieren. Er hatte auch schon ein Auto, im Krieg selber umgerüstet auf Holzvergaser. Die Chance unsere Wohnung zu bekommen lag sicher im Beruf meines Vaters. Half er doch fast jeden Samstag beim Aufräumen der Schmiede und zur Erntezeit noch am frühen morgen vor Beginn der Fabrikarbeit Pferde beschlagen oder Geräte reparieren. Den Horngeschmack beim Einbrennen der Hufeisen liebte ich besonders und konnte meine Nase nie genügend nahe heranzuführen. Mein Vater war auch öfters während der Kriegszeit als Hufschmied im Militärdienst. Die Mutter flechtete in ihrer kurzen Freizeit Filzschuhe für die Filzfabrik Schneiter in Enggstein. Für ein Paar erhielt sie 60 Rappen Ent-

schädigung. Wieviel Zeit sie dafür benötigte, wusste sie im Alter nicht mehr. Der Stundenlohn war wohl sehr gering. Wöchentlich brachte sie ihre gefertigten Finken mit dem Velo in die Fabrik in Enggistein und kehrte zurück mit neuen Filzbändern.

Das Schmiedehaus an der Rohrstrasse sah von hinten wie ein Bauernhaus aus, mit einer grossen Einfahrt auf die Heubühne, die aber nicht mehr benutzt wurde. Nach vorne zur Strasse hin waren fünf Wohnungen. Die grösste bewohnte der Besitzer selber. In den ersten Jahren waren wir in der obersten kleinsten Wohnung im zweiten Stock mit 3 Zimmern und einer Küche. Das Hüsli oder die Toilette noch ein Plumpsklo auf der grossen Laube im ersten Stock. Mit meinem Bruder schlief ich in einem grossen Eisenbett aus der Möbelfabrik Bigla mit Sicht auf die Strasse und auf den Biglenbach. Nachts konnten wir von einem meist betrunkenen Velohändler die schönsten Heilsarmeelieder hören. Mit einem einfachen Abendgebet und der Melodie "Lass den Sonnenschein herein" fand ich den Schlaf und träumte: Ich flog durch die Luft über Hügel und Wälder zu einer kleinen Burg mit einer Reihe anliegender Häuser und besuchte hier meine Verwandten.



Die etwa zwei Jahre ältere Tochter einer Arbeiterfamilie im selben Haus hatte keinen Bruder und musste um die Geschlechtsunterschiede kennen zu lernen mit mir Dökterlen. Als sie mich gerade aufforderte die Hosen auszuziehen, kam meine Mutter dazwischen und unterbrach dieses Anliegen mit einer Predigt an beide Beteiligten. Für die Nachbarstochter wurde das später zu ihrem Haupterwerb in der Prostitution in Bern.

Unser Schulweg führte zuerst entlang dem Biglenbach, dann den Mühlestutz hinauf zum Primarschulhaus. Hier besuchten wir am Sonntag auch den Kindergottesdienst. Die Lehrgotte war Mitglied des evangelikalen Brüdervereins. Für uns Schulkinder gehörte sie der „Sekte“ der Bergerianer in Brenzikofen an, die 1914 zum Evangelischen Brüderverein und 2009 zur konservativen Gemeinde für Christus mutierte. In der Sonntagsschule legten wir eine kleine Münze ins Kässeli. Das "Neggerli" nickte uns dankend für die Gabe. So lernten wir, dass es irgendwo auf dieser Erde anders aussehende Menschen gibt und die sollten alle noch ärmer sein als wir.



Ich als Schüler der Primarschule mit Pullover gestrickt von meiner Mutter

## 2 Mein Name ist Ypsilon

X oder Y braucht man in der Mathematik häufig als Unbekannte, nach der man sucht. Die Schreibweise unseres Namens mit «dt» statt «d» oder dem Zusatz «er» ist noch heute anzutreffen. Einmal hörten immer wieder Leute Riedwyler statt Riedwyl oder schrieben Riedwil nach einer Bahnstation an der Linie Zürich-Bern kurz vor Burgdorf. 2016 wurde diese Gemeinde Riedwil ein Teil von Herzogenbuchsee und an Stelle der Bahnstation wurde eine Bushaltestelle.

Die Schweiz musste um 1800 französische Truppen einquartieren. War das der Grund, dass ich als Erwachsener an die Ähnlichkeit Napoleons erinnert wurde! ( Napoleon war 1,68 cm gross und ich 1.69 und beide waren Legastheniker, Napoleon war schon in jungen Jahren von Mathematik geradezu besessen und seine Sprachbeherrschung war mangelhaft!). Habe ich hier französisches Blut erhalten? Wohl, kaum! Denn meine Grossmutter Frieda Keller, aufgewachsen auf dem Nägelisboden ob Röthenbach, war eine echte Emmentalerin, und war nach der Schule als Magd in Bern von ihrem Dienstherrn Leuenberger, einem Vermessungsingenieur geschwängert worden. Er entliess sie fristlos mit einer Pauschalentschädigung von 2000 Franken. Freundinnen, die sie in Bern kennen lernte, nahmen sie auf einen Bauernhof nach Aemligen in der Nähe von Konolfingen, wo sie meinen Vater Ernst Keller gebar. Als uneheliches Kind erhielt er den Namen Keller und wurde heimatberechtigt durch die Mutter in Gysenstein. Hier lernte sie den Melker Fritz Riedwil vom Gätzistiel in Eggwil kennen, der sie heiratete und nachdem ihr Vater die Grabenmatt in Röthenbach gekauft hatte, zog das junge Ehepaar ins obere Emmental. Kurz danach wurde mein Grossvater in den Grossen Rat von Bern gewählt. Noch im Vorschulalter beantragte er für meinen Vater eine Namensänderung. So wurde aus Ernst Keller ein Ernst Riedwyl.

Schreibt man nun eigentlich Riedwil oder Riedwyl? Beides findet sich auf Grabsteinen und alten Schriften und auch in meinen Dokumenten. Nach unserer Heirat wollten wir nicht nur für

uns, sondern auch für unsere Kinder Klarheit schaffen und richteten eine Anfrage an den Zivilstandsdienst des Kantons Bern mit der Bitte, abzuklären, welche Bezeichnung verbindlich sei. Womöglich möchte ich an der neuzeitlichen und von mir verwendeten Form mit gewöhnlichem «i» festhalten. Die Antwort der Polizeidirektion wollte davon nichts wissen: «auf 5» Generationen zurück werde in dieser Familie der Name Riedwyl mit «y» geschrieben. Ein Grund für eine andere Schreibweise bestehe mithin nicht“. Riedwyl sind ursprünglich bis 1917 einzig heimatberechtigt gewesen in den Gemeinden Köniz und ab ca. 1700 zusätzlich in Kehrsatz. Mit der Namensänderung meines Vaters entstand ein neuer Stamm in Gysenstein, das später in Konolfingen übergang. Die Zahl der Riedwyl und Riedwil ist in der Schweiz noch immer klein. Nicht mehr als 100 Eintragungen in den Telefonbüchern der Schweiz waren um 1995 zu finden. Mit Netzanschluss 2019 sind noch 7 für Riedwil und 78 für Riedwyl eingetragen.

### 3 Lagasthenie

Mit Drill und Disziplin hat uns der Berger in der Sekundarschule das Einmaleins und eine gute Haltung der Feder beim Schreiben eingehämmert. Jede Woche haben wir volle Wandtafeln im Sudel abgeschrieben und zu Hause in stundenlanger Arbeit, meist am Wochenende, in Reinschrift verwandelt. Doch diese Übungen haben mir kaum viel Freude für die Mathematik gebracht. Immerhin war mir das Rechnen stets eine Erholung von den Sprachfächern. Gedichte und Geschichten wollten nicht in meinen Kopf.

10 Ziffern sind eben einfacher als 26 Buchstaben.

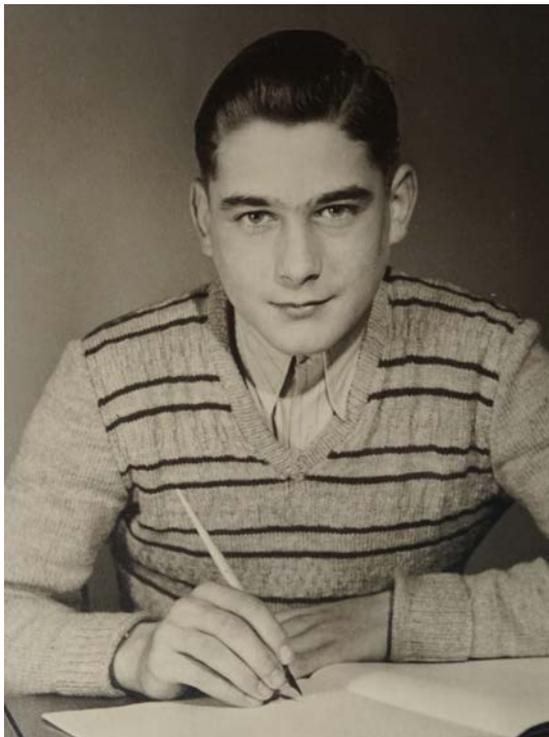
In der Unterschule hatte ich Mühe lesen und schreiben zu lernen. Das ist mir bis ins Alter geblieben. Es war und ist mir fast nicht möglich etwas auswendig zu lernen. Meine Mutter kaufte mir einmal ein dickes Buch mit Kleingeschichten und Gedichten für Jugendliche. Denn wir sollten vor der Schulklasse etwas erzählen oder auf-sagen. Ich las das ganze Buch durch und fand endlich nur eine Geschichte, die mein Gehirn auch speicherte. So trat ich vor die Klasse und sprach: Es waren einmal zwei Freunde auf einem Felsvorsprung (ähnlich der Falkenfluh ob Oberdiessbach), unter ihnen war dicker Nebel und man konnte nicht auf den Grund sehen. Beide glaubten, es wäre ein Federbett. Der erste sprang hinunter, verschwand und rief aus der Tiefe: „Oh my Grind“. Der zweite aber meinte zu hören: „Oh wie lind“ und sprang ihm nach. Diese Geschichte erzählte nicht nur ein Legastheniker, sondern zeigt auch was Legasthenie bedeutet. Menschen mit einer Lese- und Rechtschreibstörung haben Probleme mit der Umsetzung der gesprochenen in geschriebene Sprache und umgekehrt. Die Störung tritt isoliert und erwartungswidrig auf, das heißt, die schriftsprachlichen Probleme entstehen, ohne dass es eine plausible Erklärung wie Minderbegabung oder unzureichende Beschulung gibt. Etwa 4% der Schüler sind von einer Legasthenie genetisch betroffen.

**Gottself:** Das Ausweniglernen sei nur, die Kinder zu quälen.

## 1838 Leiden und Freuden eines Schulmeisters, 2. Teil

Ich muss diesen Mangel mit der Freude am Rechnen, an der Algebra und Geometrie kompensiert haben. Meine damaligen Zeugnisse bestätigten das sprachliche Defizit.

Ich als Schüler der Sekundarschule mit Pullover gestrickt von meiner Mutter



Mein Klassenlehrer in der Sekundarschule schlug meinem Vater vor, die Eintrittsprüfung an das Handelsgymnasium in Bern zu versuchen. Er war hier selber einmal Schüler und begleitete mich sogar zum mündlichen Examen ins Schulhaus Kirchenfeld. Und siehe da, ein Wunder geschah. Der Rektor ruft mich ins Zimmer und zeigt mir mein Notenblatt. Fast nur ungenügende Noten ausser in Mathematik eine 4,5 (in der Notenskala mit 6 als Maximum). Seine Frage: „Glaubst Du, dass Du die Prüfung bestanden hast?“. Meine Antwort: „Sicher nicht!“. Dann

zeigte er mir mein Abgangszeugnis der Sekundarschule von Biglen mit dem Kommentar: „Wenn Einer ausser im Englisch lauter Sechser hat, muss man ihm auch bei ungenügenden Prüfungsnoten eine Chance geben. Du bist provisorisch für ein Vierteljahr aufgenommen“. Auf dem Blatt für die Eltern die Bemerkung: Englisch ganz ungenügend, daher Nacharbeit. Schon in den ersten Monaten gewann ich Freude an der Mathematik auf der gymnasialen Stufe. Mein Mathematiklehrer Hans Debrunner (1926-2019) eröffnete mir eine neue Welt. Mit grosser Begeisterung und viel Fleiss war ich rasch unter den Besten und setzte auch viel Freizeit ein zur Gestaltung geometrischer Figuren und einfacher Beweise. Bald fand ich zusätzlich in der Landesbibliothek (seit 2013 Nationalbibliothek), gleich neben dem Gymnasium, Bücher über Mathematik und konnte nicht genug ausleihen und studieren. Mein Lehrer bemerkte dies und nach einer Stunde, in der er uns einige approximative Konstruktionen zur Quadratur des Zirkels vorführte, meinte er, ich könnte ja noch mehr Konstruktionen sammeln, was ich dann auch mit grossem Eifer tat.

Am Gymnasium wurden meine Schwächen für Sprachen immer ausgeprägter. Nur die Mathematik rettete mich vor dem Rausschmiss. Ich denke aber gerne und löse am liebsten Probleme. Das Leben ist Problemlösen schrieb der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Karl Popper. Doch wenn ich eine Lösung kenne oder oft auch nur vermute, kommt bereits wieder ein neues Problem in meinen Kopf. Das Gedachte oder die Lösung wird nur selten geordnet niedergeschrieben.

Ja, ich war eben immer glücklich, wenn jemand anderes für mich diese unangenehme Schreibarbeit vollbrachte. So publizierte ich auch das meiste mit einem Mitautor. Ich lese jedes schriftliche Dokument, als müsste ich es laut vorlesen. Doch lese ich oft mehrere Seiten weiter und merke dann erst, dass meine Gedanken längstens, vielleicht durch eine Aussage im Text oder von aussen, abgewandert sind. Ich habe auch nie meinen Studenten Multiple-Choice-Fragen gestellt, die für jeden Legastheniker ein Greuel sind und diese benachteiligen. Das einzige, was jeder wissen sollte, ist, dass die meisten Lehrer die Aussagen nicht zufällig den ersten Nummern oder Buchstaben zuordnen, sondern überdurchschnittlich die zweite Aussage als die Richtige wählen. Also kreuze man doch im Zweifelsfalle immer die zweite Wahl an oder würfle die Zuordnung der Kreuze selbst zufällig. Denn auch mit der Ratewahrscheinlichkeit kann man oft eine genügende Note kriegen. Man kann Probleme neu zu lösen versuchen auf einem alternativen Lösungsweg, vielleicht anders als alle anderen. Mit 55 Jahren sollte ich als Sekretär das Protokoll der Fakultätssitzungen schreiben. Ich suchte meine Lösung: Ich beantragte der Fakultät, ich würde eine Institutsekretärin mitnehmen. Der Dekan war gegen diesen Vorschlag und beantragte geheim darüber abzustimmen. Und siehe da, gegen seinen Willen gewann ich mit 32 Ja gegen 8 Nein bei 4 Enthaltungen. Wohl haben mich viele jüngeren Fakultätsmitglieder dank der Anonymität unterstützt in der Meinung, dass es nicht unsere Aufgabe sein sollte, ein Protokoll dieser langen und langweiligen Sitzungen zu erstellen. Damit hatte ich einmal mehr

ein Problem auf meine Art gelöst. Ist Legasthenie vererbbar? Man weiss es heute noch nicht mit Sicherheit. Ich glaube, dass ich diese Eigenschaft von meinem Vater geerbt und auch meinem Sohn weitervererbt habe, der logische Spiele und Zahlen schon im Vorschulalter liebte und überraschte mich einmal sehr, als er mir die Nummer eines parkierten Autos vor dem Hau exakt spiegelverkehrt aufgeschrieben zeigte!

#### **4 Im Zweiten Weltkrieg**

Zusammen mit andern Kindern sass ich in den letzten Jahren des zweiten Weltkrieges häufig vor unserem Wohnhaus am Strassenrand und verfolgte die mir unendlichlang scheinenden Kolonnen durchmarschierender Soldaten mit ihren Pferden und Furgons. Diese verschoben sich wohl damals durchs Emmental ins sogenannte Reduit der Alpen. Mit einem Leiterwagen sammelten wir anschliessend auf der Dorfstrasse die Rosspollen für unseren Garten und den Pflanzplatz hinter dem Haus. Hier konnten wir uns fast selbstversorgen. Am Mittag und Abend durften wir mit einem Milchkesse vor der Militärküche mit andern Kindern Schlange stehen und nach der Rückfassung von Nahrungsreste der Soldaten mit nach Hause bringen. Ganz besonders freute ich mich, wenn Hörnli, meine Lieblingsspeise, verteilt wurden.

Am Samstagnachmittag zogen wir im Sommer häufig alle in den Wald und sammelten Tannzapfen für die kleinen Öfen in unseren Zimmern. Mit unserer Mutter lasen wir nach der Getreideernte auch Ähren auf. Das war die einzige

Möglichkeit für eine Arbeiterfamilie zu Weissmehl zu kommen. Den Ertrag brachten wir in die Kundenmühle, die daraus etwa 6 Kilo Weissmehl mahlte. Damit konnte unsere Mutter durchs Jahr uns mal Kuchen backen und am Neujahrstag brachte sie eine Züpfle aus Weissmehl in die Bäckerei zum backen. Anders kam niemand ausser den Bauern zu Weissmehl. Wir dörreten im Estrich unter dem heissen Dach Äpfel- und Birrenschnitze oder Bohnen und Erbsen an langen Fäden aufgezogen. Im Pflanzblätz vergruben wir im Herbst verschiedene Gemüsesorten und im Keller Saurkraut in einer Stände für den Winter. Musste ein Bauer eine Kuh notschlachten, so wurde das Fleisch an Ort und Stelle ausgewogen. Im Krieg musste man dem Ausrufer, in der Regel einem Lehrer, dafür Lebensmittelmarken abgeben. Danach kochte unsere Mutter am Sonntag das Fleisch in einer Hühneraugensuppe.

**Gotthelf:** Ausgewaschenes Sauerkraut und Fleisch von einer ehrwürdigen Kuh, welche siebzehn Jahre zu Berg gegangen, drei Jahre im Rauch gehangen, jetzt drei Tage im Wasser gelegen.

#### 1850 Käserei in der Vehfreude

Im Sommer 1940 war ich für ein paar Tage bei meinem Götti und seiner Familie in Ursenbach. Entlang der Dorfstrasse standen Militärlastwagen der zweiten polnischen Schützendivision, die im Frühjahr vom deutschen Vorstoss durch die Pforte von Belfort abgedrängt wurden und sich danach in der Schweiz internieren liessen. Von den fremdländischen Soldaten erhielt ich fast täglich Schokolade

und wollte immer wieder mit meiner Cousine auf die Strasse. Als diese von mir und einem polnischen Soldaten ein Foto machen wollte, riss ihr ein schweizerischer Bewachtungssoldat den Film aus dem Apparat mit dem Hinweis: Fotografieren verboten!

In der vierten Klasse, es war am 8. Mai 1945, ermahnte uns der Lehrer, dass heute der zweite Weltkrieg zu Ende sei. Auf dem Schulhausplatz zeichneten wir den Mühleturm mit der Schweizerfahne, die aus diesem Anlass hochgezogen wurde.

Mein Vater besuchte in den letzten Kriegsjahren kaufmännische Kurse in Bern und begann Versicherungen abzuschliessen. 1944 wurde er hauptamtlicher Mitarbeiter der Rentenanstalt (später Swisslive) und wurde rasch und für lange Zeit Rekordumsatzhalter im Kanton Bern. Dies war der Nachkriegsaufbruch einer Arbeiterfamilie in eine sozial bessere Zeit. Als zehnjähriger konnte ich an Pfingsten 1946 auf dem Sozius des Motorrades meines Vaters erstmals in die Berge fahren. An diesem Sonntag wurde die von polnischen Internierten erstellte Sustenpassstrasse auf der Berner Seite für den öffentlichen Verkehr geöffnet. Der Andrang war so gross, dass ein langer Stau vor der Passhöhe entstand und wir dank unserem Motorrad zwischen den stehenden Autos die Passhöhe doch noch erreichten. Die Seen und Berge im schönsten Sonnenkleid: Ein unvergessliches Erlebnis für ein zehnjähriges Kind, das dies zum ersten mal sieht. Als junger Student las ich später Bücher über den zweiten Weltkrieg, den Spionagedrehpunkt Schweiz und die Judenverfolgungen (u.a. "Das

Boot ist voll") und stellte mir immer wieder die Frage, wie sich die Leute im Dorf zu den Vorgängen um die Schweiz verhielten. Darüber herrschte immer Funkstille in allen Gassen. Später fand ich zu Hause in einem abgeschlossenen Versteck viele Ausgaben des Völkischen Beobachters mit den Erfolgsmeldungen an allen Fronten. Diese getraute man nach dem Krieg nicht einmal dem Altpapier an. Es könnten daraus ja im Dorf Gerüchte entstehen, dass man Sympatisant war. Mein Vater hat in seinen Aufzeichnungen noch im hohen Alter kein Wort darüber geschrieben. Wir hörten in unserem ersten Radioapparat aber Hitlerreden hinter den obligatorisch verdunkelten Fenstern. Man hörte Flugzeuge in der Nacht die Schweiz überqueren und konnte einzelne sogar im Scheinwerferlicht der Bodentruppen am Himmel mitverfolgen. Meine Mutter sagte mir in ihrem 80ten Lebensjahr, was ich auch schon vermutete. Niemand wollte offen zur Zeitfrage Stellung nehmen. Aber die Arbeiter hätten durchaus den Aufschwung in Deutschland bewundert und auch die Jungbauernbewegung mit ihrem Führer Doktor Ernst Müller im Nachbardorf Grosshöchstetten bekannte sich offen für ein Grossdeutschland. Dem deutschen General Schellenberg versicherte aber General Guisan 1944 im Hotel Bären Biglen, ohne vorherige Konsultation der Politiker, dass die Schweiz sich gegen jeden Angriff auf unser Land wehren werde. Noch lange nach dem Krieg sah man das Bild des Generals in allen Wirtshäusern aufgehängt. Die Ehre und die Ehrfurcht waren gross.

Schon im Vorschulalter durfte ich Ferien auf dem kleinen Bauernhof meiner

Grosseltern mütterlicherseits verbringen. Das Heimet "Andresli" im Fischbach steht zwischen Röthenbach und Eggwil knapp unterhalb des Waldrandes auf der Sonnseite des Tales.



Käser Frank im Käshüttli im Fischbach (Foto W. Studer, Bern)

Mein Onkel Fritz trug morgens und abends die Milch in einer Bränte in die am Strassenrand stehende Käserei-hütte. Der grosse, hagere Käser wog diese und schüttete sie am Morgen in das über dem offenen Feuer hängende Käskessi. Die Milchmenge von den etwa sechs Kühen im Stall war bescheiden. Die Wiesen waren nicht überdüngt, die Kühe häufig auf der Weide und zwei wurden zum Ziehen von Wagen und Pflug eingesetzt. Heu, Getreide und Gras lud man auf einen Schneggen - ein Wagen mit hinten zwei Rädern und vorne zwei Kufen. Ein oder zwei Kühe zogen diesen vor die Auffahrt zur Heubühne. Hier zog eine Kuh, an ein Drahtseil gespannt, den Wagen über eine Scheibe auf den Bühnenboden hinauf. Die Kartoffeln schlug man mit einer Haue (Hacke) aus dem Boden, putzte sie und sammelte sie in Körben. Später hielt dann eine Seilwinde Einzug und wir durften diese (wie gefährlich das auch immer

war) anlassen oder auf Sichtzeichen stoppen. Eine grosse Verantwortung für Schulkinder, es gab auch viele Unfälle in der Landregion mit Seilwinden.

#### Ernten im Anderesli im Fischbach

Am Abend erzählte der Grossvater mit einer Pfeife im Mund oder einfach Tabak kauend oder schnupfend aus seiner Jugendzeit vor 1900, als er im Pfaffenmoos im Eggwil zur Schule ging und später auf Kapf Käser lernte. Nach der Heirat zog er auf den Hof, wo keine männlichen Nachkommen wa-



ren. Zuerst als Pächter, später als Besitzer mit viel Bankschulden belastet. Im Winter spaltete der Grossvater in der Stube Holz zu Dachschindeln und buk das Brot für die nächsten vierzehn Tage. Ds'änglefi (eleven oder elf) war Essenszeit. Alle löffelten aus einer grossen Gemeinschaftschüssel. Die Männer putzten anschliessend Löffel, Gabel und Messer mit den Fingern und steckten diese hinter ihren Köpfen an die Wand. Am Sonntag gab es dann ein Suppenhuhn, natürlich das älteste, das um den Hof spazierte. Mit einer taubstummen Tante verständigte man sich mit Gebärden und Handzeichen und lernte so eine erste Fremdsprache. Manchmal verliessen mein Bruder

und ich mit dem Onkel Fritz am Sonntagmorgen recht früh den Hof, um zu Fuss an eine Chilbi, eine Feldpredigt auf der Stauffenalp oder auf den Rämismummen zu wandern. Elektrizität war noch keine auf dem Hof. Mit einer Laterne machte man jeden Abend vor dem Schlafengehen noch einen „Kehr“ oder Kontrollgang durch den Stall. Mit viel Ehrfurcht blieb man hier, wenn eine Kuh ein Kalb erwartete und putzte das Neugeborene mit Stroh und sah ihm zu, wie es auf den wackeligen Beinen zu stehen versucht und die erste Kuhmilch trank. Ich sah hier wie Leben entsteht und musste später auch mitansehen wie meine Grossmutter und die Tante an Krebs zu leiden hatten und starben. Der Leichenwagen an der Spitze des Zuges, gefolgt von den nächsten Verwandten; dann zuerst die Frauen, dann die Männer. Auf dem Feld arbeitende Bauern zogen am Strassenrand den Hut und standen still im Gebet bis der Zug vorüber war.

Am Märittag im Eggwil verliessen wir schon früh den Fischbach und marschierten zu meinen Tanten ins Baschihüsi. Im Baschihüsi, einem wunderschönen alten Haus mit Ründi. Die beiden Tanten nähten Kleider und Trachten, dekorierten Hüte für die Landfrauen. Hier war Hochbetrieb, denn manche Bäuerin benutzte den Markttag zum Anprobieren. So sah und bestaunte ich als Kind diese Kreaturen im Korsettgerüst steckend mit Verwunderung an. Am Nachmittag standen wir dann mit offenem Mund vor dem Märitstand des „Billigen Jakob“. Im Gedränge folgte man seinen Gesten und Witzen und den Gaben, die er manchem auf die gekaufte Ware zuschlug.

## 5 Die Mutter, unser Schutzengel

Fünffährig litt meine Mutter an einer schweren Lungenentzündung. Tag und Nacht sass jemand an ihrem Bett. Der Doktor kam aus Signau mit dem Reitwagen oder zu Pferd geritten ins Andresli im Fischbach. In den höchsten Fieberschüben träumte meine Mutter von bedrohenden Schlangen. Mein Vater war selbst durch eine schwere Jugendzeit gegangen. Zuerst als ältester und unehelicher Bub auf dem Bauernhof Grabenmatt für alles und jedes verantwortlich gemacht und als Hufschmiedlehrling von einem unflätigen Lehrmeister schlecht behandelt, fühlte er sich von allen verfolgt. Erst im Andresli, wo er meine Mutter kennen lernte und diese 19jährig meinen älteren Bruder erwartete, fühlte er sich aufgenommen und beachtet. Als sie ihm das schreckliche Erlebnis von den Schlangen erzählte, drohte er ihr an ihrem künftigen Geburtstag selbst Schlangen ins Bett zu legen. Und so kamen diese Schlangenträume erneut in ihren Schlaf. Als Familienoberhaupt hatte er wohl selbst Lust das Sagen und Befehlen auf andere anzuwenden, was auch wir als Kinder früh erkannten. Er kritisierte das Essen und alles, was unsere Mutter machte. Sie lernte das Schweigen und half uns das Schweigen lernen. Doch allein erlebten wir sie als Schutzengel. Mein Vater genoss ein zweites Leben ausserhalb der Familie. Wir sahen ihn selten zuhause. Am Morgen lag er noch im Bett, wenn wir zur Schule gingen und am Mittag und Abend war er meistens geschäftlich oder für Sexspiele unterwegs.

**Gotthelf:** Unsere Lage wurde immer trübseliger, und die Eltern immer erbitterter gegeneinander. Es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht gezankt und aus dem hintersten Winkel Dinge hervorgerissen hätten, um sich dieselben vorzuhalten, und das ohne alle Scheu vor den Kindern. Da war es, wo ich alles vernommen, was ich bis dahin erzählt habe. Ich habe es auch behalten, weil das, was Eltern einander sagen, einen weit tiefern Eindruck macht auf Kinder, als die Eltern sich vorstellen. Doch war ich noch zu klein und auch zu gutmütig, um nach dem, was die Eltern einander gegenseitig vorhielten, sie zu beurteilen, und dadurch Achtung und Liebe gegen sie zu verlieren.

1837 Der Bauernspiegel

## 6 Schulferien im Jura

Als Schüler der Oberklasse verbrachte ich meine Ferien auf der La Golatte in Develier, im damaligen Berner Jura. Ein Kilometer zum nächsten Bauernhof und noch weiter vom Dorf entfernt lag das weisse Jurahaus in einer grossen Waldschneise. Sieben Kühe und zwei Pferde standen im Stall. Zwei kleine Töchter wuchsen hier abseits von aller Welt in dieser idyllischen Landschaft auf. Zwischen den französisch sprechenden Bauern im Dorf und den Bernern aus dem Emmental oder dem Schwarzenburgerland auf den umliegenden Höfen gab es wenig Freundschaften. Zudem war ja auch die Religion verschieden und ein katholischer Priester, der zu seinen Schafen im Dorf sah. Mein Götti Alfred fuhr mit dem Pferdemäher durch die schönen Kleefelder und trug bei kaltem Wetter

eine deutsche oder französische Pilotenjacke. Er erzählte mir viele Geschichten von Piloten, die sich im 2. Weltkrieg in Feindesland mit einem Fallschirm retten konnten und durch den französischen Jura über die Grenze in unser neutrales Land vor dem Feind flohen. Auf diesen abgelegenen Höfen fanden sie für einige Wochen Arbeit, tauschten ihre Uniform gegen Zivilkleider und wurden heimlich an die Grenzen zu deren Heimatland begleitet. Deutsche schwammen nachts bei Basel über den Rhein oder überquerten irgendwo die Grenze, um zu ihren Einheiten zurückzukehren. Einige kamen später ein zweites oder drittes Mal, vielleicht entronnen aus einem Gefangenenlager. So hatten viele Landwirte dank ihrer Abgeschiedenheit ihre Arbeitshilfen und mussten diese auch vor polizeilichen und militärischen Durchsuchungen verstecken. Hanni, die Bauersfrau, stammte ursprünglich aus Rüscheegg und erzählte aus ihrer Schul- und Lehrzeit, als viele ihrer Gegend noch als Hausierer von Haus zu Haus zogen. Wenn schon mal ein Händler oder Hausierer auf unserem Hof vorbeikam, so stellte Hanni diesem unter dem grossen Kastanienbaum vor dem Haus einen Teller Suppe und Brot auf den Tisch. Ein kleines Windrad, weit sichtbar, erzeugte etwas Elektrizität zur Beleuchtung im Haus und eine private Kabelverbindung zum Nachbarhof ermöglichte ein Gespräch mit Verwandten und Bekannten über diese Relaisstation. Mit einer Handpumpe brachte man das Quellwasser in die Küche. Ich hütete am Morgen meistens die Kühe beim Grasens und half bei allen Arbeiten auf dem Hof. Am Abend brachte ich mit dem eingespannten Bären, dem Hofhund, die Milch in die

Dorfkäserei. Leider reichten meine Französischkenntnisse nicht aus um mit Dorfbewohnern ein Wort zu wechseln. Doch in der Käserei waren die Welschen in der Minderheit und gar mancher sprach mit mir im breitesten Berner Dialekt.

Mit etwas Wehmut bestieg ich vor Schulbeginn der Sekundarschule in Biglen mein altes Velo, in der Tasche meine erste Armbanduhr als Geschenk für meine Arbeit, und radelte über Moutier durchs Twannental. An einem Felsen hoch oben das Berner Wappentier angemalt, das aber später durch das Jurawappen übermalt wurde. Dann ging's über den Pierre Petruis nach Biel und zurück ins Emmental.

## 8 Barrelhouse Hot Five

**Gotthelf:** Nun ging's Tanzen los, und das Meitschi ward selig, tat Sprünge wie ein junges Böcklein, vergaß aber doch nicht, trotz seines Glück es in einer Pause zu fragen: „Woher kömst du?“

### 1843 Geld und Geist

Mein Wunsch nach einer Gitarre wurde mir als Weihnachtsgeschenk erfüllt und ich pilgerte samstäglich vom Dorf Biglen aus ins Gföll, wo 1707 der Wunderdoktor Micheli Schüppach geboren und aufgewachsen ist, und erhielt hier Unterricht von einer Heilsarmeeangehörigen. Sie lernte mich Akkorde und Melodien aus dem Heilsar-

mee-Gitarren-Lehrgang zu spielen. Nach kurzer Zeit konnte ich meine Lieblingsmelodie „Lasst den Sonnenschein herein“ begleiten. Nach Eintritt ins Gymnasium luden mich Schulkameraden in eine Jazz-Band ein. Mit viel Eifer lernte ich Banjospielen und zusammen mit Pete Kunz am Schlagzeug und Ueli Althaus (der 1994 das erste Herz in der Insel transplantierte) am Klavier bildeten wir bald den harten Rhythmuskern verschiedener Formationen. 1953 hörte ich im Kursaal Bern Sidney Bechet und die Dutsch Swing College Band. Unvergesslich waren für uns aber auch die Konzerte von Louis Armstrong, Sidney Bechet und Lionel Hampton im Casinosaal Bern.

1954 nahm ich erstmals am Amateur-Jazzfestival in Zürich teil. Mit dem begabten Klarinettenisten und Saxophonisten Michel Pilet aus Genf in der Formation Barrelhouse Hot Five erreichten wir unter den vielen Bands stets einen Platz unter den ersten und als Solist für Gitarre und Banjo erreichte ich den 2. Rang im Jahre 1955.



Bild: Barrelhouse Hot-Five am 3. Nationalen Amateur Jazz Festival 1954: Michel Pilet (cl), Roger Steck (tr), Hans Riedwil (bj), Peter Kunz (dr) und Ueli Althaus (p)

Unsere Darbietungen wurden für das damals erst langsam aufkommende Fernsehen an einem Abend live übertragen und kurze Ausschnitte wurden zu Beginn in der Wochenschau (vom 16.9.1954) in allen Kinos der Schweiz wiedergegeben.

Am Polyball der ETH Zürich spielte der schwarze Klarinettenist Albert Nicolas als Gast in unserer Band mit. 1956 spielten wir im Jugendhaus zu Gunsten der Ungarnhilfe und protestierten gegen den Einmarsch der Russen in Budapest vor der russischen Botschaft.

Fast jede Woche spielten wir öffentlich vor begeisterten jungen Fans zum Tanzen auf. In einem modern ausgebauten Privatkeller waren wir jährlich Gast an der Hausparty des Medizin Verlagsleiters Hans Huber. In der Pause um Mitternacht durften wir uns mit den Gästen unterhalten, dazu Kaviar und Wodka probieren. Der Apotheker Hans Hörning erzählte uns spannend von seinen Erlebnissen als Militärpilot im Weltkrieg. Und nach dieser einstündigen Pause spielten wir begeistert in den Morgen hinein. Die gelegentlichen Gagen verringerten auch meine finanziellen Sorgen.



Nach der Pensionierung verbesserte ich mein Banjospiel durch die neuen Hilfen im Internet und mit Privatunterricht bei den Musikschullehrern Bernard Schwenter in Frybourg und Randy Wirz in Biel. Mit einer Band Jazzeral spielten wir an mehreren Anlässen im Raume Bern-Biel und produzierten eine CD: Jazzeral Volume 1 mit 14 traditionellen Jazz-Stücken.



## 9 Verschiedene Duelle

Vom Lehrer zum Lehrling: In meiner Studienzeit versuchte ich mein Taschengeld durch Privatstunden aufzubessern. Es war nicht schwierig Schüler zu finden. Aber es war schwierig diesen etwas Mathematik beizubringen. Eine Schülerin, die die eigenössische Maturitätsprüfung vorbereiten wollte, schob ihren Stuhl gegen meinen und ich konnte nicht anders als meine rechte Hand auf ihren Oberschenkel legen und danach erteilte auch sie mir Nachhilfestunden, und zwar gratis.

Ein anderes Duell erlebte ich mit der Edith. Sie war schon während der Sekundarschule längere Zeit mein Schulschatz. Man sah sich in die Augen, traf sich und plauderte im Schwimmbad oder auf der Strasse. Wir gingen bald wieder eigene Wege. Ich wollte keine Probleme mit minderjährigen Mädchen kriegen und verkehrte vermehrt mit anderen Mädchen in meinem Alter. Doch an Edith's sechzehntem Geburtstag, als sie das Erwachsenenalter erreichte, trafen wir uns zufällig und fuhren mit unseren Rädern übers Moos in die Allee des Rüttihubelbades. Hier kam es zu einem intimen Duell und zum ersten Verkehr im grünen Gras bei Mondschein. Sie war so passiv und unbeteiligt, dass ich enttäuscht nach Hause kam mit der Frage im Kopf, ob das wohl immer und mit allen Mädchen so wäre. Wir trennten uns wieder. Doch dann kam mein Freund Urs, ein Medizinstudent, in ihren Anziehungsbereich. Urs war schon sehr erfahren und bekannt als Frauenverführer. Er stieg vor unseren Augen ins Zimmer der Aushilfe im Doktorhaus in Biglen

und erzählte uns nachher von den Begegnungen mit ihrer Aushilfe im Haushalt. Einmal kletterte er auch über eine Hauswand ins Zimmer einer Lehrerstochter, stellte aber überrascht fest, dass er im Zimmer deren Eltern war und suchte mit Schrecken das Weite. Ein Versuch als Kilter über die Scheiterbeige zu Edith's Zimmer in einem Bauernhaus wurde von ihrem gefürchteten Vater mit Hund vereitelt. Er wurde nach Schlosswil zum Kadi (Richter) zitiert. Strafflos wurde die Sache in einem Vergleich bereinigt. Doch sein Verhältnis zu Edith war damit wohl auch beendet. Später traf ich Edith an einem Tanzanlass und begleitete sie nach Hause, wo sie mich auf ihr Zimmer auf der Heubühne mitnahm. Das neue Duell in ihrem Bett war nun total vom ersten verschieden. Die Lehrjahre haben sich gelohnt und ich erlebte wohl soviel sinnliche, erotische und lustvolle Begierde, dass ich nach diesem langen Beischlaf erst am Sonntag morgen um neun Uhr bei ihr erwachte. Ihr berüchtigter Vater mit Hund unter uns im Stall. In meiner Leutnantsuniform führte mich Edith ins Freie. Später kam es zwischen ihm und einem gleichaltrigen Studenten zu einer Fehde und beide warfen ihre Handschuhe. Die schlagenden zwei Studentenverbindungen Helvetia und Rhenania bildeten die beiden im Säbelduell aus. Heinrich, Ursens Bruder und ich, als einzig zugelassene Freunde von Urs konnten das Duell mit ansehen. In einem Saal eines bekannten Gasthofes nicht unweit von Bern trafen sich etwa 50 Aktive und Altherren zu diesem Zweikampf. Schon nach einer viertel Stunde waren Gesichter, Kleider und Boden mit Blut befleckt.

## 10 Auf Einstein's Pfaden

Im Sommer 1961 meldete ich mich zur Prüfung im Nebenfach Mathematik, nachdem ich zwei Jahre zuvor bereits das Nebenfach Nationalökonomie abgeschlossen hatte. Kurz vor der Prüfung bot mir mein Statistikprofessor eine Stelle als Assistent an. Sein Hinweis, natürlich nur, wenn ich die Nebenfachprüfung bestehen würde. Das verursachte mir Magenschmerzen bis zur Stunde der mündlichen Prüfung. Dieser Druck, finanziell unabhängiger zu werden, war für mich zu gross. Doch die bestandene Klausur löste dieses Unwohlsein augenblicklich und so trat ich am 1. Juli die erste volle Stelle bei einem Monatsgehalt von 856.90 Franken an. Mein Chef wusste von meinen Kenntnissen im Schreibmaschinenschreiben und so konnte ich als Gehilfe auch noch Sekretariatsarbeit verrichten. Mein Arbeitsplatz war der Seminar- und Bibliotheksraum des Versicherungsseminars, in dem 1908 und 1909 Einstein als Dozent seine ersten und einzigen Vorlesungen mit 4 Hörern an der Universität Bern gehalten hat. Davon erfuhr ich aber erst viel später durch Zufall. Einstein fand vor seinem Stellenantritt am Patentamt in Bern sein erstes Zimmer an der Gerechtigkeitsgasse 32 und schrieb seiner Freundin Mileva: "Ich habe ein grosses schönes Zimmer.... Man könnte eine Versammlung darin halten". Ein Musikfreund vermietete mir an derselben Strasse, an der Gerechtigkeitsgasse 58, zwei ebensolche Zimmer, beide 8 Meter lang und 6 resp. 2 Meter breit. Im kleineren stand nur mein Bett. Im grösseren ein Arbeitstisch und Stuhl in der einen Ecke und zwei alte Bigla-Sessel mit Tisch-

chen in der gegenüberliegenden Ecke. Grosse, hohe Wandschränke nahmen alles übrige, Kleider, Bücher und Bar, in sich auf. Die Fenster gegen die Postgasse mit Blick aufs Berner Ratshaus. Nachts war hier meistens Ruhe. Mit einem Kübel Wasser aus dem obersten Stock liessen sich auch die verirrteten Betrunkenen stillen. Im sturmsicheren Zimmer gab es auch mal Geschlechtslärm, der aber da niemand kümmerte.

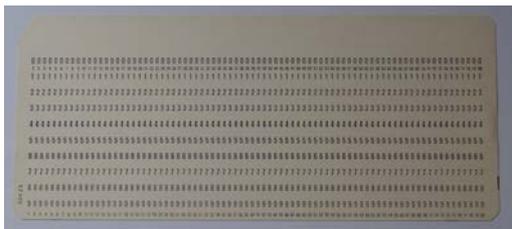
Vor den Vorlesungen meines Professors Walter Wegmüller schrieb ich eine Zusammenfassung seiner letzten Stunde an die Tafel und während der Stunde musste die Tafel ab und zu gereinigt werden. Wenn ein Student eine Frage an ihn stellte, nahm er diese mit dem Hinweis entgegen, er werde in der nächsten Stunde darauf eintreten. An mir war es dann, diese Antworten zu entwerfen und ihm zu erklären. In bravourösen Sätzen trug er dies dann den Hörern vor. Dies stärkte mein Selbstwertgefühl. Ich konnte ihm auch seine Vorlesungen kritisieren und Vorschläge zur Verbesserung unterbreiten, aber natürlich nur unter vier Augen. So stürzte ich mich mehr und mehr in die Lehrbücher und fand immer mehr Freude an der mathematischen Statistik. Auch erhielt ich häufig Anrufe von Assistenten und Dissertanden anderer Fakultäten, die mir ihre Sorgen und Nöten mit ihrer Statistik vortrugen. Gerade diese interdisziplinäre Beschäftigung liess mein Herz für diese Hilfswissenschaft immer höher schlagen. Daneben arbeitete ich noch an meiner eigenen Dissertation. Es gab noch kein Bolognastudium. Einzig die Doktorprüfung führte zum Abschluss des Hochschulstudiums.

## 11 Mit Hollerithkarten nach Paris

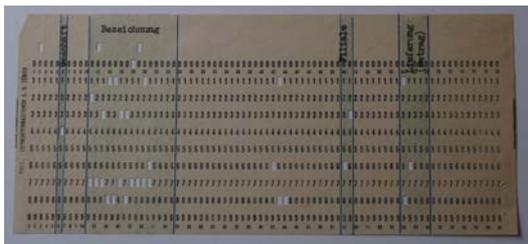
Der erste Grosscomputer der Universität Bern kaufte der Staat Bern bei der Firma Bull in Paris. Ingenieure der Firma weilten oft für Monate in Bern um die Maschine störungsfrei über Wasser zu halten.

Einmal über Pfingsten durfte ich die Maschine mit einer kombinatorischen Aufgabe füttern. In unregelmässigen Abständen verfolgte ich die Arbeit als Operateur und musste insbesondere darauf achten, dass ja keine Putzfrau eine Taste berührte. Nach zweieinhalb Tagen ratterte das Ergebnis für den 11. Schritt über die Endlospapierausgabe des Rechners und eine Publikation konnte entworfen werden. Später am Ende des Jahrhunderts dauerte dieselbe Rechnung nur noch Sekunden auf meinem Labtop zu Hause. Das wichtigste Anwendungsprogramm der Regression war auf Hollerith- oder Lochkarten gestanzt. Hollerith soll diese Art der Datenspeicherung den Billettkontrolleuren der Bahnen abguckt haben, die zur Kennzeichnung ein Loch in ein Billett stanzen. Unser wichtigstes Programm versagte für Monate seine Dienste im Winter 1964/65. Der Chef des Rechenzentrums bat mich nach Paris zu reisen und mit dem Spezialisten der Bull das Programm wieder in Gang zu setzen und zu testen. Zusammen mit meiner Frau, die gerade unser erstes Kind erwartete, fuhren wir im Zug in die Weltstadt. Meine erste Aufgabe bestand darin, den Kenner des Programmes ausfindig zu machen. Eine nicht leichte Aufgabe, war er doch an den ersten drei Tagen nie an seinem Arbeitsplatz im Grossraumbüro, das mit vielen leichten Wänden zum Irrgar-

ten ausgestaltet war, anzutreffen. Erst mein Versuch, ihn in der Kantine zur Mittagszeit zu treffen, hatte Erfolg. Unter Hunderten von Köpfen konnte ich ihn plötzlich wieder erkennen. Nach einem längeren Gespräch kam er mit mir zum Computerraum, stanzte einige Hollorithkarten neu und schon war der Schaden behoben und meine Testprogramme liefen fehlerfrei. Mir hatte man aber drei Wochen für diese Arbeit in Aussicht gestellt. Mit grosser Freude hängten wir nun noch zwei Wochen Staatsferien in dieser Metropole an und besuchten berühmte Stätten der Geschichte, der Kunst, der Kultur und des Nachtlebens.



Eine leere Lochkarte mit 80 Spalten



Eine gestanzte Lochkarte

Buchstaben wurden mit 2 Löchern in einer Spalte gedruckt.



## 12 Auf dem Weg zur Professur

**Gottlieb:** Professor ein angenehmer Titel, klinge gut und gebe z'fressen; Unzählige sprängen danach wie Fische auf Mücken. Aber für ihn zu kriegen, müsse einer was Neues gefunden oder ersinnet haben, was Tüfelsüchtiges, das noch keinem eingefallen sei, es sei gleichgültig, was, wenns nur etwas sei, mit dem kein Teufel was machen könne. Je weniger man es begreife, desto schrecklicher werde es ausposaunet und gerühmt, weil niemand den Namen haben wolle, er habe es nicht begriffen, oder er habe an die neuste Neuigkeit nicht gleich geglaubt. So einer werde dann Professor, kleide sich ganz und lebe gut. Komme man dann nach zehn Jahren darüber, dass, was er erfunden, nur eine neue Dummheit sei oder eine alte, aber neu angestrichen, so redeten die Ältern bloss sachte davon, respektierten jedenfalls ihr historisches Recht; bloss Jüngere, welche ebenfalls noch nach Mücken fahndeten, gerieten gierig dahinter und stellten es in seiner Blösse dar, unterdessen aber lasse es sich der Professor wohl sein in seinen ganzen Kleidern, lebe gut, gehorche dem König und der Majorität und frage dem Rest den Teufel nach.

1852 Zeitgeist und Bernergeist.

Voraussetzung eine Professur zu bekommen, beginnt mit der Erlangung der Doktorwürde und der Einreichung einer Dissertationsarbeit an den Regierungsrat des Kantons Bern.

Als Doktorvater betreute mich Professor Walter Wegmüller (1910-1970). Ich musste ihm drei Themen vorschlagen. Mein Wunsch über nichtparametrische

Statistik zu schreiben lehnte er ab. So bearbeitete ich das zweite Thema: „Approximation empirischer Verteilungen unter Einsatz elektronischer Rechengenäte“. Das Resultat dieser Arbeit konnte mit einem beachtlichen Druckkostenbeitrag von meinem Vater 1964 in den Mitteilungen der Vereinigung Schweizerischer Versicherungsmathematiker publiziert werden.

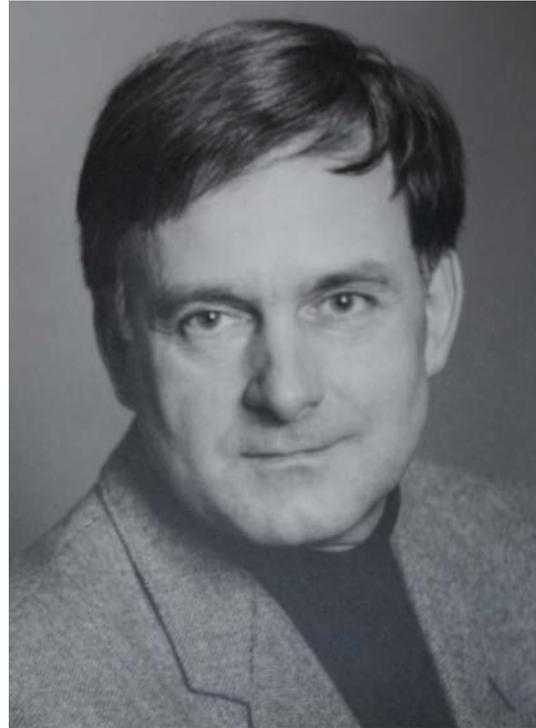
Der nächste Schritt bestand in der Einreichung einer sogenannten Habilitationsschrift (ähnlich der Doktorarbeit). Mein Thema: „Erzeugen von Zufallsvariablen mit elektronischen Rechengenäten“. Mit dieser Habilitation beschäftigte sich 1967 eine Fakultätskommission. Professor Arthur Linder (1904-1993) von der Universität Genf und gleichzeitig von der ETH Zürich schrieb u.a. in seinem Gutachten: „Aus der Gesamtheit der Arbeiten von Herrn Doktor Riedwyl und aus persönlichen Gesprächen habe ich entnehmen können, dass er bereits über weitreichende Kenntnisse in den verschiedensten Gebieten der statistischen Theorie verfügt. Wesentlich scheint mir überdies, dass Doktor Riedwyl auch in der Lage ist, diese Kenntnisse praktisch anzuwenden. Schliesslich versteht es Doktor Riedwyl, seine Ideen in systematischer und ansprechender Form darzulegen, und zwar sowohl schriftlich wie mündlich“.

Zur Weiterbeförderung an der Universität Bern war es unbedingt notwendig, sich auch für offene Stellen im In- und Ausland zu bewerben. Auf Empfehlungen von Kollegen meldete ich mich 1973 auf eine Professur für Statistik an der Eidgenössischen Technischen

Hochschule (ETH) Zürich. Nachdem ich zusammen mit zwei weiteren Kandidaten zum Vortrag eingeladen wurde, erhielt ich die kurze Mitteilung des Präsidenten der ETH: „Heute muss ich Ihnen leider mitteilen, dass ich, gestützt auf einen Vorschlag der Wahlvorbereitungskommission, den Oberbehörden die Wahl eines anderen Bewerbers (Frank Hampel 1930-2018) beantragt habe. Ich bitte Sie, daraus nicht eine Geringschätzung Ihrer wissenschaftlichen Leistungen ableiten zu wollen“. Eine Empfehlung von Professor Witting von Freiburg i.B.: „Bezugnehmend auf unser Gespräch in Oberwolfach möchte ich Sie fragen, ob Sie an einer H4-Professur (Ordinariat) für Medizinische Statistik an der Universität Göttingen interessiert wären und gegebenenfalls wie stark. Ich weiss nicht, ob die Stelle ausgeschrieben wurde; im Falle Ihres Interesses könnte ich Sie nennen, wäre aber für die Zusendung eines Schriftenverzeichnisses dankbar“. Ich meldete mich 1974 für diese Stelle, blieb aber auch hier auf Platz 2 der Berufungsliste und Professor der Medizin Bretschneider, Dekan der Medizinischen Fakultät der Georg August Universität Göttingen schreibt: „Es tut mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen, dass der Herr Niedersächsische Minister für Wissenschaft und Kunst inzwischen einem anderen Bewerber um den neuen Lehrstuhl für „Medizinische Statistik“ den Ruf erteilt hat. Die Berufungskommission hat Ihren interessanten Vortrag hier noch in guter Erinnerung“. Professor Heyer von der Universität Tübingen schreibt mir 1975: „Auf Anregung einiger Kollegen möchte ich die Bitte an Sie herantragen zu erwägen, ob Sie eine Bewerbung für einen Lehr-

stuhl ins Auge fassen könnten. Obgleich ich vom hohen Ansehen weiss, welches Sie in Bern geniessen, wage ich dennoch zu sagen, dass mir der Gedanke einer engen Zusammenarbeit mit Ihnen in Tübingen sehr sympathisch wäre. Ich hoffe sehr, dass Sie eine für Sie und die Tübinger gleichsam günstige Entscheidung treffen werden.“ Nach meiner Bewerbung stand ich einmal mehr auf der Berufungsliste, aber auch nicht an der Spitze. Professor Höfler, Dekan des Fachbereiches Theoretische Medizin der Universität Tübingen schreibt: „nachdem an Herrn Doktor Dietz der Ruf ergangen ist und er den Lehrstuhl für Medizinische Biometrie angenommen hat, übersenden wir Ihnen die uns seinerzeit zugegangenen Unterlagen zu unserer Entlastung zurück. In unserem Schreiben vom 17.2.1976 hatten wir Ihnen mitteilen können, dass Sie vom Fachbereich Theoretische Medizin auf der Vorschlagsliste in diesem Berufungsverfahren standen; es hatte sich dabei um loco secundo gehandelt.“

Diese guten Plazierungen waren sicher sehr wesentlich, als es zur Beförderung an der Universität Bern im Jahre 1980 zum Professor kam. Professor Batschelet (1914-1979) von der Universität Zürich schreibt in seinem Gutachten an die Fakultät: „Professor Riedwyl zeichnet sich durch Klarheit und Unbestechlichkeit des Denkens, durch eine aussergewöhnliche Begabung für die Kommunikation, durch solide mathematische Arbeit und nie ermüdende Initiative aus. Blosser Betriebsamkeit und Schaumschlägerei liegen ihm fern.“



### **13 Im Stöckli in Rüegsbach**

Im Monbijou, an der hektischen Strasse, bezogen wir eine ältere, aber geräumige Wohnung. Doch wir wollten so oft als möglich mit unseren Kindern aufs Land. Auf unser Inserat im Ementaler Blatt erhielten wir mehr als 50 Anrufe und wählten das Stöckli im Unterbüehl, Rüegsau zuhinterst im Lochgraben, dessen Wasser in den Rinderbach und in die Emme fliesst. Die Bauersfamilie mit ihren 5 Kindern - Rosette, Therese, Dorli, Daniel und Ruedi - im Alter unserer drei - Marc, Thomas und Eva - hatten schon bis 1650 zurück ihre Vorfahren auf demselben Hof. Ursprünglich waren die Steffens und wohl mehrere Familien in diesem Tal den Täufern zugewandt, doch um 1970 hatten sie im Nachbarhof „Trog“ ihren Versammlungsraum und Prediger der evangelischen Gesellschaft hielten Sonntag nachmittags ihre Lesung. Unsere drei Kinder durften die Sonntagsschule hier besuchen und am

Nachmittag mit allen Kindern um den Hof herum spielen. Unsere Kinder durften in Haus, Hof und Stall viel lernen. Gelegentlich legte ich auch den Bleistift zur Seite und half bei den Feldarbeiten. Einmal nahte ein fürchterliches Gewitter und ich glaubte mit meiner Hilfe und etwas Hektik liesse sich das Heu noch trocken einbringen. Doch wie ich mithalf, verspürte ich, dass alle keine Notiz vom nahenden Gewitter nahmen und in aller Ruhe weitermachten. Die ersten Tropfen, Regen und letztlich ein Platzregen! Niemand schien darauf zu reagieren. Alle waren schon vollständig durchnässt, als der Bauer die Gabel auf die Schulter legte und in aller Ruhe unter das Dach des Bauernhauses marschierte. Hinter ihm im Gänsemarsch, Frau und Kinder. Eine derartige Gelassenheit und Ruhe war mir schon fremd und fast unverständlich. Aber das ist Teil des Emmentals, ein eigen Volk von Bauern. Einmal durfte ich mit der Waldgenossenschaft auf eine Waldbesichtigung, denn der Oberförster war ein guter Freund aus meiner Offiziersschule. Ich kam mir sehr fremd vor in den Reihen der Waldgenossenschaftler. Der Förster trug an mehreren Stellen seine Kenntnisse und Vorschläge in markanten Worten vor. Niemand reagierte, auch nicht mit dem Mundwinkel. Wenn ich dann auf dem weiteren Weg eine Frage zu meinem Bauer stellte und wir etwas unter uns waren, so gab er dann kurz zur Antwort: Der kann schon sagen, aber das glauben wir nicht. Wie wenn er die Meinung aller anderen mit Sicherheit wüsste. Die Mittagsverpflegung nahm man am Waldrand aus einer Militärfeldküche und am Schluss erhob sich der älteste Teilnehmer und hielt eine Dankensrede, besser als ei-

ne Erstaugustrede im Dorf. Im Kuttlebädli gab es noch einen Kaffee Schnaps und alle kehrten zurück in die Höfe und Ställe zu den Elefanten des Emmentals, den Kühen.

In den Sommermonaten weilten wir oft mehrere Wochen an diesem Ort der Stille. Hier verfasste ich 1974/75 ein erstes kleines Bändchen zum Thema: Graphische Gestaltung von Zahlenmaterial. In Zeitungen, Berichten und wissenschaftlichen Veröffentlichungen fand man (und findet man noch heute) leider viele schlechte Diagramme. So war es angezeigt auf Vor- und Nachteile der wichtigsten Diagrammartenzuweisen. Auch entstand hier ein erstes kurzes Büchlein zum Schweizer Zahlenlotto; Spiel, Zufall und Gewinn.

In den statistischen Vorlesungen stellte ich rasch fest, dass die Studenten ihre Notizen voller Fehler schrieben und ich entschloss mich ein Vorlesungsskript „Angewandte mathematische Statistik zu schreiben, das von 1975 bis 1992 in mehreren Auflagen im Paul Haupt Verlag erschien. Es war eine sehr knappe Zusammenstellung der wichtigsten Formeln und Definitionen.

Nach über zehn Jahren verliessen wir das stille Stöckli. Übergab doch der Bauer traditionsgemäss den Hof dem jüngsten Sohn Ruedi und zog mit seiner Frau in das neu renovierte Stöckli, nach Brauch der Rentensitz der älteren Generation. Noch Jahre musste ich immer wieder mal ins Stöckli fahren um diese traute zweite Heimat zu besuchen.



## 14 Ins Gesicht geschrieben

Mit einem Beitrag zu einer populären Darstellung wissenschaftlicher Arbeit hat eine befreundete Journalistin an einem Wettbewerb teilgenommen, den ich hier gekürzt wiedergebe: „Nichts nimmt der Geist leichter auf, als Figuren“ (Descartes).

In Anlehnung an eine frühere Arbeit schematischen Gesichter von Hermann Chernoff, USA; suchte Riedwyl nach einer noch einprägsameren Möglichkeit, statistisches Zahlenmaterial bildlich darzustellen. Denn auch in diesem wissenschaftlichen Bereich gibt es Vorgänge in der praktischen Anwendung, die rasch erfasst und aufgearbeitet werden müssen. Den Computer aber nur mit Zahlen zu füttern, hiesse, nur weitere unübersichtliche Zahlenreihen zu ernten. Eine bildliche Darstellung hingegen würde es möglich machen, einen Sachverhalt komplex einzufangen. Aber auch ein Professor kann fertige Lösungen zu Ideen nicht einfach aus dem Ärmel schütteln. In Gedanken arbeitete Riedwyl längere Zeit an seinem Pro-

jekt. Der Wendepunkt kam, als er sich, in Assoziation zu den praktisch symmetrischen Gesichtszügen von Auguste Piccard, der Möglichkeit der Asymmetrie bewusst zu werden. Theoretisch war die Lösung zur Idee geboren. Jetzt galt es, die praktische Verwendbarkeit zu bearbeiten. In Zusammenarbeit mit seinem Assistenten Bernhard Flury wurde im Jahre 1979 ein naturalistisches Gesicht entworfen, das den gestellten Anforderungen entsprach. Bis zu 36 verschiedene Komponenten können bei diesem durch Computer gezeichneten Gesicht variiert und damit bis zu 36 Zahlen auf kleinstem Raum eingebaut werden. Dies erlaubt es, an verschiedenen Objekten gemessene Daten simultan - auf einen Blick - zu erfassen und nicht nur zu vergleichen, sondern, durch Form und Ausdruck des Gesichts, gleichzeitig auch zu analysieren. Das Vergleichen von statistischen Angaben mittels Zahlenreihen ist zeitintensiv. Wer musste sich nicht schon durch langweilige Statistiken und Zahlenreihen, oft über Seiten verstreut, durchkämpfen. Und wer hätte dabei nicht schon die Erfahrung gemacht, am Ende so klug zu sein wie am Anfang. Man „sah“ zwar Zahlen, aber sie „sagten“ einem nichts. Das visuelle Erkennen von Unterschieden oder auch Gemeinsamkeiten zweier Datensätze mittels Gesichtern ist dagegen auf einen Blick möglich. Denn Veränderungen vergleichbarer Daten prägen sich, in Zahlen lesbar, dem auf Bilder konzipierten Gehirn wenig bis gar nicht ein. Zusätzlich nützt die von Riedwyl und Flury entwickelte Darstellungsart noch die Empfindlichkeit des menschlichen Auges auf Asymmetrie aus. Wie bei allen multivariaten Verfahren (mehrere Merkmale pro Einheit)

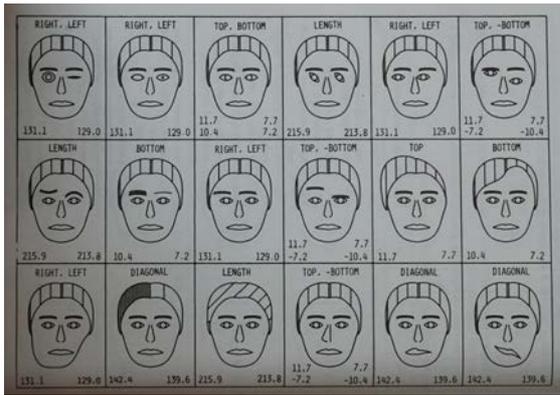
wäre auch das Zeichnen dieser Gesichter ohne Computer kaum denkbar. Denn die Exaktheit, die Abweichung von vielleicht weniger als einem Prozentanteil bildlich nachzuvollziehen, ist nur einem Computer möglich. Der „Rohbau“, das eigentliche Gesicht, musste daher zuerst aufgebaut werden. Die Einzelteile, Haare, Nase, Augen usw. sollten ja später Träger der Zahlenwerte (Variablen) sein, trotzdem aber mittels Computer zeichenbar bleiben. Dieser praktische Teil der Arbeit, hat Flury als Lizientatsthema von Riedwyl gestellt bekommen. Das Ergebnis dieser wissenschaftlichen Forschung macht es jetzt möglich, dass der Computer wohl mit den Codes der entsprechenden Gesichtsteile und dem zugehörigen Zahlenmaterial gefüttert werden kann. Das Resultat aber ist nicht neues Zahlenmaterial, sondern eine bildliche Darstellung, bei der 36 unterschiedliche Daten auf einen Blick erfassbar und analysierbar sind. Wichtig bei dieser Methode ist eine geschickte Zuordnung der Variablen. Denn auch das „Computergesicht“ kann durchaus charakteristische Merkmale interpretieren; ein bildlich negativer Ausdruck (herabgezogene Mundwinkel, kleine Augen, keine Haare usw.) könnte missverstanden werden. Das Zuordnen des zu verarbeitenden Zahlenmaterials sollte also nicht dem Zufall überlassen werden. Wenn immer möglich, sind wichtige Merkmale auffälligen Gesichtsteilen zuzuordnen. In diesem Punkt können allerdings die Meinungen unterschiedlich sein. Vor allem dann, wenn es um die Auswertung von sozialpolitischen Zahlen geht. In einem solchen Fall können sich die Tendenzen derjenigen Person, die für das Übertragen der

Daten verantwortlich ist, unterschwellig im Ausdruck des Computergesichtes widerspiegeln. Das von Flury ausgearbeitete Computerprogramm für das „Rohgerüst“ Gesicht wird Fachkreisen zur Verfügung gestellt. Ebenfalls wird ein Report abgegeben, der das Erstellen eines eigenen Computerprogramms möglich macht. Unzweifelhaft bilden die naturalistischen Gesichter einen wichtigen Schritt auf dem Gebiet der visuellen Darstellung von Daten. Weltweite Beachtung fand auch der im „Journal of the American Statistical Association“ im Dezember 1981 veröffentlichten Bericht über die von Riedwyl und Flury entwickelte Darstellungsform. Etwa 100 Anfragen nach dem Programm kamen aus allen fünf Kontinenten. Unter den Interessenten figurieren durchaus nicht nur Universitäten, sondern auch Staatsstellen, Sozialämter, Umweltschutzbüros usw. Sogar aus dem Pentagon kam eine Anfrage“

Margareth Lüthi



100 echte und 100 gefälschte Banknoten (swiss bank notes) sind im Internet leicht zu finden.



Die 6 Variablen: Länge, Breite rechts und links, Randbreite unten und oben

Die echten unterscheiden sich deutlich von den gefälschten. Auch können in den gefälschten Daten extreme Ausreisser und Untergruppen beobachtet werden.

### 15 Zahlenkobelei um Rothenthurm

Vor nicht allzu langer Zeit konnte man vielerorts lesen und hören, dass 7 von 10 Schweizern gegen den Waffenplatz Rothenthurm seien. Eine Nachprüfung dieser Aussage zeigte einmal mehr, dass mit Zahlen immer wieder leichtfertig umgegangen wird. Die nachfolgende Ueberprüfung zeigt dies deutlich. Der Preetext der Stiftung WWF (World Wildlife Fund) Schweiz schreibt nämlich: „Rund zwei Drittel der Schweizer sind gegen den Bau eines Waffenplatzes in der Moorlandschaft von Rothenthurm. Dies ist die Folgerung aus einer repräsentativen Umfrage, welche im Auftrag des WWF durchgeführt wurde.“ Der Unterschied zwischen 7 von 10 oder 70 Prozent und 2/3 oder 67 Prozent ist noch bescheiden. Suchen wir nach der Zahlenquelle dieser Pressemeldung, so zeigt der Bericht der Detailergebnisse, der im Auftrag des WWF durch das Forschungsinstitut der Schweizeri-

schen Gesellschaft für Marketing erstellt wurde, dass 500 Personen der deutschen und französischen Schweiz (ohne die Tessiner!) mit zwei Fragen konfrontiert wurden. Die erste Frage lautete: „In letzter Zeit über den Waffenplatz Rothenthurm gehört oder gelesen?“ 386 Personen antworteten mit Ja und 113 Personen mit Nein, einer machte keine Angabe. Von den 386 wollte man wissen, ob sie für oder gegen den Waffenplatz Rothenthurm wären. Von den 386 Personen entschlossen sich 65 zu „eher dafür“, 241 zu „eher dagegen“ und 80 machten keine Angaben oder haben sich weder für noch gegen den Waffenplatz ausgesprochen. Aus diesen Zahlen würden wir errechnen, dass 241 von 500 Befragten, also 48 Prozent, eher gegen den Waffenplatz plädierten. Wie ermittelt der WWF den Anteil von 2/3? Vermutlich hat man die Anzahl 241 auf die 286 Personen, die die erste Frage mit Ja beantwortet haben bezogen, was einem Anteil von 62 Prozent entsprechen würde und hat diese grosszügig auf 2/3 oder 67 Prozent aufgerundet. Sind Befragte, die über Rothenthurm zum Zeitpunkt der Befragung nichts gehört haben, keine Schweizer? Neben dieser einfachen Manipulation mit Zahlen ist auch noch die Auswahl der Befragten zu untersuchen. Das Meinungsforschungsinstitut spricht von 500 für die Schweiz repräsentativen Individuen und rechnet mit einer möglichen Abweichung des Umfrageresultats von der tatsächlichen Volksmeinung von lediglich 2 bis 3 Prozent. Im Sinne der Wahrscheinlichkeitsrechnung ist eine Stichprobe repräsentativ für die Gesamtheit, wenn jedem Mitglied der interessierenden Gesamtheit eine im voraus bekannte

Auswahlchance zugeordnet werden kann. Das hier durchgeführte sogenannte Quota-Verfahren lässt keine Wahrscheinlichkeitsaussagen in diesem Sinne zu. Obige 2 bis 3 Prozent Abweichungsmöglichkeit entbehren jeder soliden Berechnungsbasis. Wenn wir weiter aus Erfahrung wissen, dass auch in sehr gut geplanten Erhebungen bis zu 40 Prozent der Befragten nicht erreichbar sind oder die Antwort verweigern und dass viele Personen gegenüber einem Interviewer falsche Angaben machen, so kommt ein erfahrener Statistiker zum Schluss, dass die Ergebnisse aus verschiedenen Gründen verzerrt werden.

Zeitschrift Der Bund, 14. Juni 1983

## 16 Das Lauberhornrennen

Genau hier wird das Lauberhornrennen entschieden, sagt ein Bekannter, und er führt mit seinem Finger auf der Graphik der Rennstrecke zwischen „Alpweg“ und „Langentreien“ auf und ab. Nein, das technisch schwierige Ziel-S ist entscheidend, glaubt ein anderer. Ein dritter weiss es besser und macht in erster Linie das Material für den Rennausgang verantwortlich. Ja, was denn nun?

Der Berner Mathematiker Hans Riedwyl hat Antworten gefunden, richtige, wie Fachleute aus dem Skizirkus glauben. Der Professor für Angewandte Mathematische Statistik an der Universität Bern hat die beiden letzten Lauberhornabfahrten vom 20. und 21. Januar 1995 mittels einer Faktorenanalyse untersucht. Dabei standen ihm für je 48 Fahrer aus den beiden Rennen verschiedene Daten zur Ver-

fügung: sechs Teilstückzeiten, eine Geschwindigkeit (V-Messung nach dem „Brüggli“), Totalzeit und Rang, Startreihenfolge sowie die neun Skimarken der Rennläufer.

Riedwyl ist nach den Auswertungen am Computer zu folgendem Fazit gelangt:

Das erste Rennen wurde durch zwei Faktoren entschieden. Primär durch das technische Können und sekundär durch die Gleiterfähigkeiten. Skimarke Nr. 3 ist so konstruiert, dass durch sie eine gute Technik erleichtert wird. Die Geschwindigkeit V im 3. Teilstück hatte hingegen nur einen geringen Einfluss auf die Klassierung. Die rennentscheidenden Faktoren für das zweite Rennen sehen ganz anders aus: Diese Abfahrt wurde vorab im oberen Teilstück entschieden. Auf dem unteren Streckenteil waren die am schlechtesten platzierten Fahrer praktisch so gut wie die besten. Das Material (Ski, Wachs) hat bei diesem zweiten Lauberhornrennen einen erheblichen Einfluss auf das Ergebnis gehabt. Lediglich zwei Skimarken haben je für die „Technik“ und das „Gleiten“ sehr gut abgeschnitten. „Meine Ergebnisse“, sagt Hans Riedwyl, „sind haargenau bestätigt worden.“ Er hat Gespräche mit dem Rennleiter Fredy Fuchs geführt, und Hansueli Rhyner, Wachs- und Serviceberater der Firma Toko, hat insbesondere die kniffligen Materialfragen wegen der unterschiedlichen Schneebeschaffenheit beim zweiten Rennen erwähnt. Für Hans Riedwyl sind solche Analysen nicht bloss Spielerei. „Es wird heute immer schwieriger, aus den unzähligen Daten, die uns im täglichen Leben begegnen, das Wesentliche herauszufiltern“, sagt er.

Die sechs Zwischenzeiten beim Lauberhornrennen vergleicht er mit einem sechsdimensionalen Raum, den wir uns aber nicht mehr räumlich vorstellen können; hier kann man nichts mehr anschauen, sondern nur noch rechnen.“ Es gehe darum, solche mehrdimensionale Daten im ein- oder zweidimensionalen Raum sichtbar zu machen. Die Wichtigkeit dieser mehrdimensionalen Statistik verdeutlicht er an einem Beispiel aus der Medizin: „Früher hat ein Arzt von einer Blutprobe aus dem Labor zwei bis drei Daten erhalten. Heute erhält er vielleicht 150 verschiedene Werte, die so kompliziert miteinander verbunden sind, dass keiner sie direkt interpretieren kann, auch wenn das viele immer noch meinen.“ Es brauche spezielle Methoden, eben die mehrdimensionale Statistik, um solch grosse Datenmengen beurteilen und daraus Schlüsse (nicht bloss Vermutungen) ziehen zu können. Es gibt für den Mathematiker Riedwyl aber noch eine andere Motivation, sich mit Skirennen zu beschäftigen: „Die Studierenden lernen neue Methoden kennen, die erst in den letzten Jahren zugänglich geworden sind.“ Und statt die höhere Mathematik im platonischen Himmel zu exerzieren, bleibt der Professor mit seinen Studenten lieber auf dem Boden: «Solch einfache Beispiele wie das Lauberhornrennen sind für den Unterricht sehr geeignet“, meint er, „die Leute sind motiviert, weil alle haargenau wissen, um was es da geht.“

Schliesslich will er im Unterricht auch ein didaktisches Defizit ausmerzen: „Fast jeder hat einen PC, aber viele wissen nicht, dass sie einen Grosscomputer vor sich haben und was sie damit alles anfangen können.“ Mit sei-

nen Methoden führt Hans Riedwyl in Bern übrigens eine alte Tradition fort. Ludwig Schläfli, ein Berner Mathematiker, begründete nämlich 1850 die mehrdimensionale Geometrie an der hiesigen Universität, wo 1902 das Fach Statistik offiziell eingeführt wurde.

Urs Wüthrich in der Berner Zeitung vom 14. Januar 1995



## **Mathematiker analysiert Lauberhorn- Rennen**

**Berner Zeitung BZ**

### **17 Gerechtere Sitzverteilung**

Im Vorfeld der Grossratswahlen von 1982 unterbreitet die Regierung dem Volk ein neues Wahlgesetz, das verschiedene Wahlkreise, Amtsbezirke zu sogenannten Wahlkreisverbänden zusammenschliesst. Damit will man den kleinen Parteien eine gerechtere Verteilung der Sitze schmackhaft machen. Ausgangspunkt war wohl eine Motion meines geliebten Sekundarlehr-

ers und Grossrates der SP Walter Stoffer. Mein Kollege Henri Carnal liess sich für diese Sache einspannen und sorgte besonders unter seinen welschen Freunden im Jura für die nötige Kritik. Unsere vorgestellten Mängel im Gesetz wurden vorläufig verniedlicht und wir warteten die ersten Wahlen ab. Nur mit willkürlichen Interpretationen konnten die verschiedenen Regionen durch die Staatskanzlei beruhigt werden. Meine eingereichte Beschwerde wurde mangels detaillierter Antragstellung zurückgewiesen und ans Bundesgericht mochte ich diese Sache nicht ziehen. Im Generalstabskurs übten wir zu dieser Zeit die Durchführung einer Pressekonferenz im Massstab eins zu eins und so schlug ich am Montag nach meiner Rückkehr an die Universität meinem Kollegen diese willkürlichen Sitzverteilungsverfahren an einer Pressekonferenz mehr an die Öffentlichkeit zu ziehen. Unsere Einladung an die Medien zum Thema „Sitzverteilung des Grossen Rates des Kantons Bern nach dem neuen Gesetz über die politischen Rechte“ brachte einiges in Bewegung. Schon vor der Durchführung las ich überrascht am Kiosk: „Professoren proben den Aufstand: Wie wahr sind Wahlkreise“. Über die Pressekonferenz berichtete im Burgdorfer Tagblatt die SP Stadträtin und Journalistin Margrit Lüthi: „Bei ihren Ausführungen wiesen die Mathematiker auf verschiedene Mängel des neuen Gesetzes über die politischen Rechte hin, die sie anhand fiktiver, aber durchaus realistischer Beispiele erläuterten. So der Wahlkreis Moutier und Courtelary, wo bei insgesamt 20 000 Wählern Stimmengewinne oder -verluste von 160 Wählern bereits 7 der gesamthaft 10 Sitze ge-

fährden könnten, was auf die Instabilität des Verfahrens hinweise. Auch lasse der kritisierte Berechnungsmodus in gewissen Fällen überhaupt keine Zuteilung zu, und in andern Fällen führe er zu einem politisch absurden Resultat. Der von den beiden anwendungsorientierten Professoren erarbeitete neue Vorschlag hätte aber für den Wahlkreisverband Mittelland-Nord (also auch für Burgdorf) die gleiche Sitzverteilung ergeben, wie bei den letzten Wahlen. Zum Schluss stellten die Professoren Carnal und Riedwyl ein mathematisch fundiertes Umverteilungsverfahren vor, das die Hauptmängel des bei den letzten Wahlen angewandten Systems eliminieren könnte. Hauptsächlich würde dadurch die Vorabzuteilung überflüssig, die Rolle der Listenverbindungen einheitlich geregelt, die Stabilität erhöht und die politischen Kräfteverhältnisse in den Wahlkreisen besser wiedergegeben. Auf spezielle Fragen, warum gerade sie als Mathematiker sich mit einem Gesetz über politische Rechte befassten, erklärten sie, dass angewandte Mathematik ein Hilfsmittel sei, um begründete Prognosen (was kann passieren) und Empfehlungen (was ist deshalb zu tun) zu machen und dass sie einmal Mathematik nicht anwenden wollten, um Kosten zu minimieren oder Gewinne zu maximieren, sondern die Gerechtigkeit der Zuteilung der Grossratsitze auf die Parteien und Regionen zu optimieren. Jedenfalls sei mit ihrem Vorschlag ein Verfahren zur Diskussion gestellt, dessen Überprüfung sich angesichts der Publikumsreaktion auf den Wahlgang vom 25. April zumindest anbietet.“ 1984 nahmen wir auch gegen sogenannte Verbesserungen des Gesetzes im Bund Stellung,

aber ohne grosses Echo bis zu den nächsten Wahlen im Jahre 1986. Am 2. Mai druckt der Bund einen Kurzbericht der Schweizerischen Depeschagentur (SDA) ab: „Nach Angaben von Professor Hans Riedwyl vom Institut für mathematische Statistik und Versicherungslehre der Universität Bern hat beispielsweise die Schweizerische Volkspartei (SVP) im Amtsbezirk Nidau den Fehler gemacht, zu viele Stimmen zu sammeln: „Mit 400 Stim-



men weniger hätte sie einen zweiten Sitz erobert“, sagte Riedwyl am Mittwoch abend vor den SVP-Delegierten.

Sein Kollege Henri Carnal doppelte nach: Hätte die SVP Nidau 20 Stimmen an den Amtsbezirk Erlach abtreten können, dann hätte es ihr für einen zweiten Sitz gereicht.“ Die beiden Professoren sehen die Schwäche des bestehenden Gesetzes bei der Verteilung der Sitze auf die einzelnen Wahlkreise innerhalb der Wahlkreisverbände. „Man müsste eine Grösse einführen, welche die Verzerrung mildert“, erklärt

Professor Carnal. Er habe zusammen mit Hans Riedwyl schon nach den Wahlen von 1982 einen Vorschlag vorgelegt, der die krassen Fälle, die nun wieder eingetreten sind, vermeiden hätte.“

## 18 Steuervermeidung

Parkinson, um 1950 herum bekannt durch sein Gesetz der Vermehrung der Zahl der Mitarbeiter in einem Unternehmen oder in der Verwaltung durch Selbstmultiplikation und gegenseitiger Arbeitsbeschäftigung, hat 1967 eine Studie geschrieben: „alles über das Geld“ und empfiehlt für die Umgehung der Steuer, dass Reisekosten, Bewirtung von Freunden, ein Auto und die Wohnung, die Frau und die Tochter samt und sonders über Geschäftsunkosten abzubuchen seien. Wie macht man das als Universitätsprofessor und Beamter des Staates Bern? Wir gründeten 1971 die Consult AG Bern, Statistische Beratung (um 2000 nannte man das eine Start-Up Firma). Zuerst als Alleinaktionär und Verwaltungsratspräsident. Die Buchhaltung und Administration in guten Händen bei meinem finanzkundigen Bruder als Freizeitjob. Und zwei meiner Studenten, die gerne in Bern bleiben wollten oder sich als Nebenerwerb die Studienkosten mitfinanzierten, waren die ersten Mitarbeiter. Alle Anfragen nach statistischen Expertisen liessen sich nun ohne grossen eigenen Aufwand durch die versierten Schüler erstellen. Und Parkinsons Idee hatte Erfolg. Der Gewinn wurde stets so tief gehalten, dass lediglich ein angemessener Zins des Aktienkapitals herauschaute. Die Mitarbeiter waren mit einem guten Salär, Umsatzbeteiligung,

Jahresgratifikation und Geschäftsauto am Erfolg massgeblich mitbeteiligt. Projekte aus der Industrie, Verwaltung und Dienstleistung brachten mir einen lehrreichen Einblick in die Praxis eines Statistikers. Entsprechend mutierten meine Vorlesungen von trockener Theorie in einen praxisbezogenen Unterricht. Gegen die Selbstmultiplikationsregel wurden die Mitarbeiter projektbezogen meistens allein oder zu zweit eingesetzt. Thesen von Cyril Nothcote Parkinson (1955): Jeder Angestellter wünscht, die Zahl seiner Untergebenen, nicht jedoch die Zahl seiner Rivalen zu vergrössern. Angestellte schaffen sich gegenseitig Arbeit. Meine Familie profitierte von meinem sogenannten Geschäftswagen. Was die Universität nicht finanzierte, konnte über die Firma beschafft werden. Die Kosten für den Besuch internationaler Kongresse wurden grosszügig über die Consult abgerechnet. Ohne Einkommensnachweis konnte auch noch die gute Altersrente in der Personalversicherung der Consult aufgestockt werden. Nach 25 Jahren stieg der Jahresumsatz mit 4 Mitarbeitern auf eine Million Franken. Dem finanzschwachen Kanton schafften wir damit noch Arbeitsplätze. Als Inhaber, Aktionär, Verwaltungsrat, Projektleiter, Vermieter der Büroräumlichkeiten befiehlt hier ein „Ich“ dem andern „Ich“. Alles dank Parkinsonschen Ideen und Gesetzen. Im Alter musste ich über eine Nachfolgeregelung nachdenken. Da meine Mitarbeiter eine Übernahme der Firma nicht riskieren wollten, fand ich in meinem Umfeld für eine Nachfolge einen ehemaligen Studenten der Betriebswirtschaft, Prof. Dr. Donato Scognamiglio, der meine Vorlesung besuchte und sich später an der ETH

in einem Nachdiplomstudium in Statistik weiterbildete und meine Firma 2015 übernahm und in meinem Sinne weiterführte.

## 19 Zufall und Zahlenlotto

Auf der täglichen Fahrt von Konolfingen nach Bern ans Gymnasium haben wir jeweils zu viert im Zug gejasst. Dazu benötigte man ein gestempeltes Jass. Die Stempelsteuer von 1 Franken war auf der Herz-As Karte (siehe Bild) geprägt.

An diesem Beispiel beschreiben wir vereinfacht den Begriff „Zufall“. Wir werfen die Karten zufällig oder aufs Geratewohl auf eine Tischplatte. Schon dieser erste Schritt ist mathematisch nicht einfach zu beschreiben und zu simulieren. Das Auffälligste am Ergebnis ist, dass die Herz-As-Karte in der Mitte liegt und als Letzte hingelegt wurde. Weiter fällt auf, dass die Tischplatte nirgends unbedeckt sichtbar bleibt.

Warum eine Roulette-Kugel gerade auf eine bestimmte Zahl fällt, ist nicht voraussehbar, weil bei der Ausgangssituation beim Wurf der Kugel kleinste Abweichungen einen grossen Einfluss auf die Endlage der Kugel haben.

Ich traf einmal in Wien vor dem Hotel Sacher auf einen guten Freund aus Bern. Warum halten wir das für einen grossen Zufall? Wir wissen ja nie, ob während derselben Zeit ein anderer Bekannter in Wien weilt, aber nicht gerade vor dem Hotel Schacher ist.



Ein Interview: Lotto hat kein Gedächtnis

Der Berner Mathematik-Professor über die Psychologie des Tippens. Riedwyl, 58, hat die bislang umfangreichste Lotlostudie verfasst. Als Datenmaterial dienten ihm insgesamt 17 Millionen Zahlentupel.

SPIEGEL: Herr Professor, dieses Mal lagen gut 60 Kilo Tausendmarkscheine im Lotto-Jackpot. Hätten Sie einen todsicheren Tip geben können?

RIEDWYL: Im System 6 aus 49 gibt es knapp 14 Millionen Zahlenkombinationen und beim Sechser mit Superzahl 140 Millionen. Wer sie alle ankreuzt, wird garantiert Lottomillionär. (Vorsicht: Nur wenn er nicht mit zu vielen Mitgewinnern teilen muss).

SPIEGEL: Das entspräche drei Lkw-Ladungen von Tippscheinen. Geht's nicht ein bisschen einfacher?

RIEDWYL: Leider nein. 1763 hat der

Basler Mathematiker Leonhard Euler die Gewinnchancen im Zahlenlotto errechnet und der Berliner Akademie vorgetragen. Seine Formel gilt heute noch unveränderlich. Die Wahrscheinlichkeit, einen Super-Sechser anzukreuzen, ist geringer, als mit dem Flugzeug abzustürzen.

SPIEGEL: Amerikanische Tipp-Mystiker empfehlen, sich von Bio-rhythmen oder den Sternen inspirieren zu lassen. RIEDWYL: Das sind Scharlatane. Bei der Lottoziehung regiert der nackte Zufall und sonst gar nichts.

SPIEGEL: Zehn Wochen lang ist der Jackpot nicht geknackt worden. Ein Sprecher der Staatlichen Lottogesellschaft hat gesagt, das spreche „jeder Statistik Hohn“.

RIEDWYL: Die Aussage kann ich nicht teilen. Dass der Jackpot so lange nicht abgeräumt wurde, liegt allein bei den Spielern. Die meisten Tips werden auf vergleichsweise wenige Zahlenkombinationen gesetzt, und deshalb bleiben viele leer. Unsere Computerauswertungen ergaben, dass 25 Prozent aller abgegebenen Tips auf nur zwei Prozent der möglichen Kombinationen entfielen.

SPIEGEL: Wie sind solche Häufungen zu erklären?

RIEDWYL: Viele Tips bestehen aus Geburtsdaten, Monats- oder Jahreszahlen. Ganz vorne liegt die 19. Die grossen Ziffern über 31 sind unterbelegt. Beliebt sind auch die Glückszahl 13 und die magische 7. Werden solche Ziffern ausgelost, gibt es regelmässig besonders viele Gewinner.

SPIEGEL: Wer den Jackpot allein haben will, muss biographische Daten meiden?

RIEDWYL: Richtig. Die Tipp-Techniken ähneln sich. Viele Leute zeichnen ihre Kreuzchen so auf den Schein, dass der Rand ausgespart wird - vergleichbar einem Briefschreiber. Häufig werden auch geometrische Figuren ins Kästchenfeld gezeichnet. Die Diagonale von links oben nach rechts unten - 1,9,17,25,33,41 - tippen jede Woche Zehntausende von Spielern.

SPIEGEL: Gibt es noch andere Figurationen, die häufig auftauchen?

RIEDWYL: Zahlenreihen quer über den Schein, angekreuzte Eckfelder, Zickzack-Linien - alle nur denkbaren Muster. 1988 wurden einmal die Zahlen 24,25,26,30,31,32 ausgelost. Das ergibt einen Block in der Mitte des Tippfeldes. Bei der Ziehung gab es 226 Sechser.

SPIEGEL: Besonders clevere Leute wählen Zahlen, die in der Lottochronik besonders selten auftauchen.

RIEDWYL: Das Lottospiel hat kein Gedächtnis. Gerade solche Anti-Tips gehören zu den beliebtesten Zahlenkombinationen. Ein guter Lottospieler spielt gegen alle anderen Beteiligten. Wenn er weiss, wie die spielen, kann er sich anders verhalten und so seine Gewinnerwartung maximieren.

SPIEGEL: Welche Fehler kann der Lottolaie noch machen?

RIEDWYL: Wir haben beobachtet, dass alle bislang gezogenen Gewinnkombinationen der Vergangenheit ge-

häuft in der Statistik erscheinen. Jeder Tip, der mal einen Fünfer oder Sechser gebracht hat, wird immer wieder aufgeschrieben.

SPIEGEL: Alte Glückszahlen, noch einmal gezogen, verhaseln also die Quote?

RIEDWYL: Ja. Ein schönes Beispiel dafür ereignete sich 1977. Damals wurden im deutschen Lotto exakt die Zahlen ausgelost, die in der Vorwoche im holländischen Lotto gezogen wurden. 205 hatten sechs Richtige.

SPIEGEL: Wie tippt der Profi? Mit System?

RIEDWYL: Systemscheine bringen nichts. Ich empfehle folgende Tipp-Strategie: Eine entsprechende Anzahl von Spielkarten durchnummerieren, gut mischen und dann sechs Karten ziehen. Würden alle Spieler nach diesem Zufallsprinzip verfahren, könnten sich nie solche Unsummen im Jackpot anhäufen.

SPIEGEL: Angesichts der geringen Gewinnchancen schwappt jeden Samstag um acht eine Frustwelle durch die Wohnstuben. Ist die staatlich geförderte Verlotterung der Republik überhaupt zu verantworten?

RIEDWYL: Das ist sicher ein Problem. Auch das Lotto kann spielsüchtig machen. Aber wenn Sie nur einen Schein ausfüllen, ist die Sache in Ordnung. Lotto ist das Börsenspiel des kleinen Mannes. Er freut sich auf etwas - und wird meistens enttäuscht.

SPIEGEL: Sie selbst betätigen sich auch als Glücksritter. Haben Sie zu-

fällig schon mal gewonnen?  
RIEDWYL: Bisher nur kleine Beträge. Aber ich tröste mich mit dem griechischen Philosophen Aristoteles. Der hat gesagt: **Zur Wahrscheinlichkeit gehört auch, dass das Unwahrscheinliche eintritt.**

Zeitschrift DER SPIEGEL. Heft 37  
(12.9.1994).

**Gotthelf:** Wie Spieler, je mehr sie verlieren, desto mehr wagen, das Verlorene wieder zu gewinnen, so wurden sie immer rücksichtsloser, wagten immer Wilderes, aber das Glück wollte ihnen nicht.

1838 Leiden und Freuden eines  
Schulmeisters

## 20 Die Herrenclubs

Freimaurer, Kiwanis, Lions, Rotary, Golf, Yacht, Alpen, Fifa, Generalstabskorps, Wirtschaftskammer der Jungen waren und sind bekannte Clubs im Gesellschaftsleben. Von verschiedenen Gymerkolegen wurde ich als Mitglied der Wirtschaftskammer der Jungen aufgenommen und ich sagte zu und wollte wissen, was hinter diesen Clubs wirklich steckt. Schon früh hat mich ein bernischer Logenpräsident, mit dem ich in seinem Uhrenladen in Biglen immer wieder interessante Gespräche führen konnte, eingeladen, bei seiner Loge Mitglied zu werden. Doch ich lehnte ab. Als Mitglied der Wirtschaftskammer der Jungen war eine Altersguillotine im Alter 40 angesetzt. Meine älteren Kollegen aus der bernischen Wirtschaft traten nach dem 40. Geburtstag fast sicher in einen neuen Herrenclub ein. Ich liess

mich auch als Gastreferent der bedeutendsten Serviceclubs, Lions und Kiwanis anheuern und lernte hier auch, wie man Mitglied werden kann. Ein gleichaltriges Mitglied fragt unverbindlich, ob ich Interesse an einer Mitgliedschaft hätte oder erwähnt einen Altherr des Clubs, der ihn mit der Werbung beauftragte. Ich habe alle Angebote abgelehnt und war als Mitglied des Generalstabskorps sowieso Mitglied des grössten Männerclubs der Schweiz in den Siebziger Jahren.

Nie bereute ich diesen Schritt, obschon ich ganze vier Jahre Dienst (1643 Dienstage im Dienstbüchlein eingetragen) im Militär ausweisen kann. Meine Verbindungen wurden nämlich durch meine Dienstleistungen kantonsüberschreitend. Ich leitete Übungen mit der Armee und den zivilen kantonalen Dienststellen. So wurde macher Regierungsrat, Nationalrat, Ständerat oder Bankdirektor zu einem Dienstkameraden. Nach der Einführung des Frauenstimm- und Wahlrechts spürte man die Stärke der Männer recht deutlich. Frauen waren in Serviceclubs kaum vertreten und die Macht der Männer blieb erhalten. Vor Einführung der politischen Rechte für die Frau habe ich immer die These vertreten, dass die Dienstpflicht auf die Frauen hätte ausgedehnt werden sollen. Nach der Schwangerschaft hätte man die Frauen vom Dienst befreien können.

Die heutige computerisierte Welt ist eine Stresswelt. Gute Wissenschaftler sind weltweit vernetzt und korrespondieren täglich miteinander. So werden immer mehr Publikationen entstehen; aber irgend einmal sollte wieder mehr

Ruhe in das Wissenschafts- und Wirtschaftsleben kommen. Mehr Zeit zum Zusammensein sollte dadurch wieder möglich werden.

## 21 Die Wende

Europa war in Ost und West geteilt. Hinter dem Eisernen Vorhang übte man zu meiner Studienzeit noch immer den Kommunismus. Ein Lehrbuch für die Schulen der DDR über den Marxismus-Leninismus versuchte ich durchzulesen. Keine leichte Kost, sich durch diese Theorien und Lügen durchzubeissen. Das Nichterreichen der Endphase einer klassenlosen Gesellschaft musste für jeden vernünftigen Leser klar sein. Dann kam der Mauerbau 1961 um Westberlin, die Aufstände 1956 in Ungarn und 1968 in der Tschechoslowakei. Ich besuchte einen statistischen Kongress in Budapest. Alles in einem verwahrlosten Zustand. Ein Referent, der die zweite hintere Tafel benutzen wollte, musste mit der linken Hand die vordere Tafel halten, sonst fiel diese wieder hinunter. Der aufgestellte Hellraumprojektor funktionierte gerade zwei Stunden. Folien konnten ruhig versorgt werden. Ein Ersatz oder eine Reparatur war in der ganzen Woche nicht möglich. An einem Taxistand stehe ich in einer Schlange von zwanzig Leuten. Ein Taxifahrer auf der Gegenseite der Strasse isst gemütlich sein Vesperbrot. Plötzlich taucht ein Privatwagen auf und hält vor unserer Warteschlange an. Dieser Privattaxi erkannte mich an der westlichen Kleidung und fragt mich nach meinem Zielort. So sieht man überall neben dem Staatseigentum und Kommunismus auch gleich das Privateigentum und den Kapitalismus.

Mein Hotel, ein runder Turm inmitten eines grossen Villenquartiers nur für Ausländer. Den Pass musste man für die ganze Zeit des Aufenthaltes deponieren. Nachts war es sehr unruhig, denn im ganzen Quartier wurden hier sogar mit Flutlicht und Baumaschinen - vielleicht sogar Staatseigentum - private Renovationsarbeiten ausgeführt. Der private, aber natürlich verbotene Geldwechsel florierte. Siebenmal mehr erhält man auf der Strasse verglichen mit dem offiziellen Zwangskurs für Kongressteilnehmer. Doch für mich ein denkwürdiger Tag: An meinem Vortrag über den Einstichprobentest nach Kolmogorov sitzt in der ersten Bank Kolmogorov selbst, wohl einer der grössten Mathematiker des 20. Jahrhunderts, und spricht im Anschluss mit mir persönlich in bestem Hochdeutsch. Als er in seinem Schlussvortrag nicht englisch, sondern deutsch spricht, geht ein kurzes Raunen vieler angereicher Amerikaner durch den Saal. Ein Jahr später in Constanza am Schwarzen Meer. Die gleichen Probleme und Schwierigkeiten. Eine Telefonistin bringt ein Telefongespräch nach einer Stunde vergeblicher Wartezeit sofort zustande, nachdem ich ihr eine mitgebrachte Strumpfhose vor die Nase halte. Hier lernten wir auch ostdeutsche StatistikerInnen kennen. Erna Weber und ihr ehemaliger Assistent Hilmar Grimm sprechen auch offen über die Misere im Osten, wenn keine anderen Personen mithören konnten. Die über 70 jährige Erna Weber musste mit all ihren Kollegen aus der DDR nach dem Kongress noch 2 Nächte in einem primitiven Zeltlager übernachten, weil ihr Rückflug kurzfristig abgesagt wurde und das Hotel bereits alle Zimmer weitergegeben hatte. Übrigens waren alle

Hotels der westlichen Touristen getrennt von denjenigen der östlichen. Da wir nicht als Touristen zählten, waren wir eben zusammen mit vielen Russen in einem Hotel, die Tag und Nacht Karten oder Schach in den Gängen und auf den Treppen spielten. Nach diesen Turbulenzen und Eindrücken entschied ich mich diese Länder nicht mehr zu besuchen, bis diese den Kommunismus abgeschafft hätten. Niemand glaubte, dass dies noch im 20. Jahrhundert passieren würde. Hilmar Grimm aus Jena wollte ich über ein Kultur- und Wissenschaftsabkommen zwischen der Schweiz und der DDR nach Bern einladen. Das Bundesamt unterstützte mich dabei sehr, leider ohne Erfolg. Nach dreimonatiger Wartezeit kam aus Ostberlin die lapidare Antwort: „Unsere Recherchen und Nachfragen bei der Friederich Schiller Universität in Jena haben ergeben, dass der obgenannte Professor dort nicht tätig ist.“ (sig. Prof. Dr. Dr. Heidorn, Ministerrat der Deutschen Demokratischen Republik, Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen). Dies nannte George Orwell in seinem Roman „1984“ Leute vaporisieren. Hilmar hielt noch Vorlesungen, war aber von der Akademie gerade pensioniert worden. Dank seinem Alter konnte er dann nach eigenen langwierigen Anträgen doch noch zu uns kommen. Auch meine schulpflichtigen Kinder waren erschüttert von seinen stundenlangen Gesprächen über das Leben und Nichtleben in der DDR. Sein Ausspruch: „den Kommunismus hätte man zuerst im Tierversuch prüfen sollen“! Nach der vom Kommunismus zum Kapitalismus kann ich eine Einladung an die Universität Jena und Dresden nicht mehr ablehnen. Der kol-

lektive Kommunismus wurde ja nun abgeschafft. Wir besuchen Grimms und hören Geschichten, wie etwa die folgende: Grimm's lebten früher in einer grossen Altstadtwohnung im ersten Stock und mussten alljährlich eine Menge Kohlen von der Strasse auf ihren Stock tragen, was immer mühsamer wurde. So suchten sie nach einer kleineren, besseren Wohnung ausserhalb der Stadt. Mit viel Glück war dies als Tauschgeschäft mit jungen Leuten gelegentlich ohne lange Wartezeiten möglich. So zügelten Sie in eine Grossüberbauung mit Fernheizwärme ausserhalb von Jena. Das Haus liess die Pensionskasse der Carl Zeiss Optikfabrik durch westliche Baufirmen planen und realisieren. Alle Radiatoren waren nichtregulierbar und konnten weder abgestellt noch gedämpft werden. So waren alle im Quartier gezwungen, die Fenster Tag und Nacht offen zu halten. Nach der Wende wurden dann alle Radiatoren mit Spezialventilen und Individualzählern ausgerüstet. Da aber alle Radiatoren durch nichtisolierte Röhren von Zimmer zu Zimmer und von Wohnug zu Wohnung verbunden waren, konnten Grimms nun ohne Heizkosten bei geschlossenen Ventilen auch im kalten Winter gut leben. An einem Tag fahren wir nach Buchenwald: Die Gedenkstätte erinnerte in keiner Weise an Judenvernichtung. Auf einer grossen Tafel waren einfach die Staaten – auch die Schweiz - aufgelistet, deren Mitbürger hier gestorben sein sollen. Bei der Rückfahrt springen uns immer wieder russische junge Soldaten nach, die uns ihre Lederwaren und Kleider anbieten wollen. Diese stationierten Russen wussten kaum noch wozu sie hier zu gebrauchen waren. Doch es dauer-

te noch eine Zeit, während der Westdeutschland die Stationierungskosten tragen musste, bis sie dann ins Nichts in die Sowjetunion zurücktransportiert wurden. Meine Einladungen an die Freie Universität Berlin (FU) waren immer eindrücklich. Bei Nacht landen wir in dieser ummauerten Stadt mit einer englischen Flugmaschine, denn nur die Alliierten durften Berlin anfliegen; Direktflüge von Zürich gab es keine. Voll beleuchtet war ein Korridor mit der Mauer und den Sicherheitszonen mit Stacheldraht abgeriegelt. An einigen Stellen konnte man von einem Podium in den Ostteil der Stadt blicken. Als Gast bei der FU war man fürstlich entschädigt worden. Finanzielle Unterstützung erhielt die FU nicht nur von Westdeutschland, sondern auch aus den USA. Eine ungewöhnliche Stadt, ohne sternförmige Ausfallachsen. Mit dem Auto erreichte man jeden Punkt der Stadt in etwa 30 Minuten und konnte bequem parkieren. 15 Jahre später wird die Mauer abgerissen. Die Freie Universität fusioniert mit der Humboldt Universität im Osten. Keine einfache Aufgabe. Die Institute werden meist unter die Leitung der FU-Institute gestellt. Die Stellen im Osten werden mit 20% geringeren Löhnen entschädigt. Im Jahr 1994 reise ich für einen Monat durch Tschechien. Prag eine wunderschöne historische Stadt. Doch wirtschaftlich und wissenschaftlich noch ein totales Chaos. Meine gleichaltrige Fachkollegin verdient dreimal weniger als zwei ihrer Studenten, die soeben die Universität verlassen haben und in einer Versicherungsgesellschaft untergekommen sind. Vielleicht hat die Swissre meine ehemalige Studentin Jtka Sbornikova angestellt, die teilzeitweise bei einer

Rückversicherung in Zürich arbeitet und dank ihrer Muttersprache nun verschiedentlich nach Prag delegiert wurde. Viele Tschechen haben Kontakte zu den 1968 geflohenen Bürgern. Gerade dies könnte ihnen eine Chance geben, rascher eine bessere Wirtschaft aufzubauen. Die Preise sind sehr unterschiedlich. Mahlzeiten bis zu zehnmal billiger als bei uns; dagegen ein Hotel mit bewachtem Parkplatz teurer als in der Schweiz. Viel erfährt man von Leuten, die mit Autostop Zeit und Geld sparen. So ist man überrascht, wenn die Stopperin eine Rechtsanwältin oder Journalistin ist. Bei der Ausreise aus Tschechien stehen eine Hundertschaft von Prostituierten am Strassenrand.

## **22 Oberwolfach,**

### **das Mekka der Mathematik**

Oberwolfach, ein winziges Nest im südlichen Schwarzwald, wo sich jede Woche etwa 40 Mathematiker zu einem Seminar treffen. Mein Zug fährt über Basel nach Offenburg, wo ich in einen Regionalzug umsteige und durch malerische Dörfer in den Schwarzwald hineinfahre und in Hausach aussteige. Ein Unbekannter steht schon da und ich frage ihn, ob er nach Oberwolfach wolle. Ja, seine Antwort und wir bestellen per Telefon ein Taxi und tauschen Name, Herkunft und Arbeitsgebiet in der Statistik aus. Nach geraumer Zeit fahren wir nach Oberwolfach und biegen nach dem Dorf über ein Brücklein nach rechts ab. Der Wegweiser Forschungsinstitut verrät das Versteck. Nach zwei-drei Kurven bergauf hält unser Taxi vor einem neuen Gebäude, das wie ein Motel aussieht. Auf einer

Liste finden wir unsere Zimmernummer, darunter den Schlüssel zu einem einfachen Zimmer mit Bett, Tisch und Schrank. Aussicht auf den gegenüberliegenden Wald, der wirklich schwarz kontrastiert zum Schnee, der noch zwischen den Tannen liegt. Nur 30 Schritte vom Gästehaus der Lorenzenhof, ein älteres Patrizierhaus, das später abgerissen und durch ein neues Vortragsgebäude mit grosszügig ausgebauter Bibliothek ersetzt wurde. Hier finde ich Bücher und Zeitschriften, die zu Hause nicht in den Regalen stehen und benütze jede Gelegenheit darin herumzustöbern. Das Mathematische Forschungsinstitut Oberwolfach wurde gegen Ende des zweiten Weltkrieges als „Mathematisches Reichsinstitut“ von Wilhelm Süss - Nationalsozialist, Präsident der Deutschen Mathematischen Gesellschaft und Rektor der Universität Freiburg - gegründet. Etwa zwanzig Mathematiker sollen hier Probleme der Mathematik bearbeitet haben, die als kriegswichtig eingestuft wurden. Süss soll hier nach dem Krieg von verschiedenen Mathematikern der Hilfe und Unterstützung gegen die Nazis bezeichnet worden sein und konnte nach dem Krieg hier eine Tagungstätigkeit und ein Ort der Begegnung für Mathematiker der ganzen Welt aufbauen, die als sein grösster Beitrag zur Mathematik gilt. Jede Woche des Jahres wird einem mathematischen Spezialgebiet gewidmet und ein Vorsitzender kann frei Kollegen aus dem In- und Ausland dazu einladen. Die einzige Verpflichtung der Eingeladenen besteht in der Präsentation eines Vortrages über sein Forschungsgebiet und eine aktive Beteiligung an den Diskussionen, die sich oft bis spät in die Nacht fortsetzten. Die Woche ist tradi-

tionsgemäss nur unterbrochen durch einen halbtägigen Ausmarsch in die nähere Umgebung des Instituts oder auch mal an eine Fasnachtsveranstaltung im nahen Dorf. Mit viel Ehrgeiz und Freude stellte ich hier einen neuen statistischen Test vor, einen verwandten Test zu Wilcoxon's  $W$ -Test. Da ich wusste, dass die VW- Stiftung dieses Institut finanziell grosszügig unterstützte, stellt ich meinen Vortrag unter den Titel „VW-Tests“ und sprach frei von der Leber im Sinne Dürrenmatts: „Ein Redner, dem man glaubte, dass er glaubte, was er sagte“ (*Durcheinandertal*) und nannte meinen Vorschlag fortan „V-Test“. Sicher wurde mein Vortrag gut aufgenommen, doch spürte ich auch wenig Verständnis für diesen neuen Test. Erst zehn Jahre später durfte ich auf Vorschlag eines Statistikers in Amerika den V-Test in der „Encyclopedia of Statistical Sciences“ auf zwei Seiten vorstellen. Ob diese Idee hier überleben wird ist aber immer noch fraglich. Das sind eben die Freuden und Leiden eines Forschers. Hier vernahm ich auch erstmals von der ominösen Dritteltheorie des Referierens: Das erste Drittel eines Vortrags soll für jeden Zuhörer verständlich sein, das zweite Drittel nur noch für Spezialisten und das letzte Drittel für niemand mehr. Viele Mathematiker halten sich schlecht an diese Regel und richten sich an Kongressen oder Kolloquien nur an das zweite, manchmal nur an das letzte Drittel. Oberwolfach wird häufig als das Mekka der Mathematik bezeichnet.

Doch auch hier menschelt es eben. Die Kontakte zu seinen Fachkollegen werden hier gepflegt und führen zu weiteren Einladungen in ganz Deutsch-

land. So konnte ich mehrmals die Freie Universität im unfreiwillig umzäunten Berlin besuchen. Andererseits bilden sich hier auch Interessengruppen oder Cliques, die ein Spezialgebiet für ganz Deutschland für sich beanspruchen. Professor Witting etwa, der Guru der Stochastik seiner Zeit, war meistens anwesend, obschon er im Spezialgebiet der medizinischen Statistik nicht viel zu berichten wusste und wandte sich meistens nur dem letzten Drittel zu. Doch er wusste Einfluss zu nehmen etwa auf die Nachfolgegeschäfte statistischer Lehrstühle im In- und Auslande.

### **23 Animieren und Lösen von Problemen**

Hannes Cottier, Chef der Pathologie am Inselspital schickt seinen Schüler Hansjürg Heiniger zu mir in die statistische Beratung. Durch zufällig gelegte Schnitte durch Zellgewebe werden die kugelförmigen Zellkerne geschnitten. Aus den Schnittkreisradien in diesen Schnitten soll auf die Kugelradienverteilung zurückgeschlossen werden. In der Fachliteratur ist dieses Problem auch unter dem Namen Swiss Cheese Problem, wegen den Löchern im Emmentaler Käse, bekannt. Die klassischen Lösungen erlaubten den mittleren Kugelradius zu schätzen, nicht aber die Streuung eines Kugelkollektivs. Ausgehend von der Tatsache, dass gleichgrosse (kongruente) Kugeln Schnittkreisradien ergeben, deren Maximum gleichzeitig mit dem Kugelradius übereinstimmen müssen, entwickelten wir die Idee, aus dem Anteil der übergrossen Schnittkreisradien die Streuung zu schätzen. Eine erste Computer-Simulation bestätigte diese

Möglichkeit und ich suchte nach einem Mathematiker, der dieses Problem theoretisch angehen könnte. Hans Giger, damals Gymnasiallehrer und Schüler des grossen Berner Mathematikers Hugo Hadwigers, liess sich einspannen und brachte mir seine Lösung schon nach ein paar Tagen. Leider stand sie im Widerspruch zu meinen Simulationsergebnissen und ich teilte ihm dies telefonisch mit. Dieser war sehr enttäuscht, dass ich wagte, seine Lösung anzuzweifeln, aber am darauffolgenden morgen um acht Uhr erreichte mich sein Anruf mit der Erklärung, er hätte seinen Fehler und in der Nacht die neue Lösung gefunden, die meiner Vermutung nicht mehr widersprach. Hans Giger war für mich ein Eigernordwandbesteiger im Lösen von Problemen, aber auch diese kann manchmal das Schicksal treffen. Nach der Anwendung dieser Methode auf Cottiers Daten traf es sich, dass gerade der neugewählte Lehrstuhlinhaber der Anatomie Ewald Weibel (1929-2019) sich bei ihm vorstellte und von seiner Forschung in diesem Gebiet erzählte. Hannes Cottier seinerseits teilte ihm mit, dass wir an den klassischen Lösungen unsere Zweifel vorbrachten und neue Methoden entwickelten. Weibel notierte dem Pathologen seine klassische Formel auf ein Blatt Papier, worauf Hannes ihm die Frage stellte: „Kennst Du diese Formeln einfach oder hast Du sie auch verstanden“. Mit gemischten Gefühlen trennten sich die beiden; Freunde wurden sie nie. Weibel entwickelte nun eine grosse Aktivität auf diesem Gebiet. Gab diesen Problemen den Namen Stereologie, gründete die erste internationale Gesellschaft für Stereologie, organisierte Stereologie-

Kongresse unter dem Ehrenpatronat eines Bundesrates. Hannes Giger wurde für einige Zeit sein Mitarbeiter, bis sich die beiden überwarfen und trennten. Dann suchte Weibel einen Mathematiker im Ausland und wurde fündig. Cruz-Orive, ein Spanier, arbeitete für ihn an diesen Problemen und Weibel publizierte sein Buch Stereologie, mit einem knappen Hinweis im Vorwort auf Cruz-Orive. Hier fand nun auch unsere Methode gebührenden Platz und eine Realsimulation mit eingebetteten Kugeln zeigte die Vorteile auch deutlich auf. Zitat: The method of Giger and Riedwyl (1970) is very attractive because of its Simplicity.

## **24 Im Eichenrain**

Durch ein Angebot einer Verwandten von meiner Frau konnten wir am Ufer des Thunersees ein geräumiges Haus - umgeben von Wald und grossen Eichen – mieten, ein Paradies von Vögeln, Blindschleichen, Kröten, Hermelin und Igel. Im Dach unter den Ziegeln eine Kolonie von Siebenschläfern, die nachts mit allem, was im Estrich klein und beweglich war, zu spielen pflegten, aber dabei nie etwas zerstörten. Im Herbst versank Haus und Garten in bunten Blättern, die wir in grossen Haufen verbrannten. Kein Lob für die aufkommenden grünen Parteien. Im Winter brannte das Cheminée in verschiedensten Farben, je nach Wahl des Holzes, das wir aus dem Thunersee gefischt haben.

Dem schönen Wohnen folgte aber bald auch der Ärger mit den Immobilienspekulanten. Der Besitzerin malte man den Himmel farbig und den langfristigen Mietvertrag versuchten die Speku-

lantien mit allen erdenklichen Mitteln zu sprengen. Es brauchte Nerven, wenn Gegenbeweise gegen die Argumente der Hundehaltung oder der Untervermietung an Ausländer als Vertragsbruch geführt werden mussten. Der Richter stand aber voll auf meiner Seite und durchschaute den Handel klar. Die Hundehaltung hätte man zu Beginn nicht vorschlagen, sondern reklamieren sollen und der Beweis einer Untervermietung entbehre jeglichen Tatsachen. Doch man lässt sich nicht lange quälen. Nachdem wir in Thun in Bahnhofnähe ein anderes Haus mieten konnten, zogen wir in ein Altvillenquartier nach Thun.

## **25 Trau keiner Statistik, ausser du hast sie selbst gefälscht**

1980 publizierte W. Schweizer die Ergebnisse seiner Nationalfondstudie „Die wirtschaftliche Lage der Rentner in der Schweiz“. Aus der Zielsetzung sind die Rentnereinkommen nach ihrer Höhe und Zusammensetzung zu erfassen und zu analysieren. Insbesondere soll ein Vergleich der Rentnereinkommen mit den Einkommen der Erwerbstätigen gemacht werden. Die Studie stiess bereits früh auf kritische Stimmen aus der Politik und der Präsident des Forschungsrates hält in seinem Geleitwort fest: „Es erfolgte eine eingehende Begutachtung des Projekts zur Zeit der Eingabe; die daraus resultierenden Ergebnisse sind darüber hinaus je einem Oekonomen, Oekonomen/Statistiker und Mathematiker/Statistiker zur Expertise vorgelegt worden. Alle Gutachten lauteten grundsätzlich positiv.“ Die Tagespresse berichtete von den Ergebnissen wie folgendes Blick-Zitat zeigt: „Schweizer

AHV-Bezüger sind die reichsten Rentner der Welt, zumindest statistisch! 1976 verdiente jeder Schweizer Rentner durchschnittlich 29 376 Fr. Jeder Berufstätige verdiente gleichzeitig im Schnitt 33 682 Fr.“ Mit der Angabe des letzten Frankens in diesen Zahlen gewinnt man den Eindruck hoher Präzision. Wie kommt Herr Schweizer zu dieser Differenz von lediglich 4 300 Franken? Soziologisch interessiert hier nicht so sehr der Mittelwert, berechnet aus der Summe aller Einkommen dividiert durch deren Anzahl, sondern der Zentralwert oder Median, der die Einkommen vom kleinsten zum grössten ordnet und das in der Mitte stehende in dieser Rangfolge auszeichnet. Bereits diese Korrektur erhöht die Differenz von 4 300 auf 7 900 Franken. Doch wer sich die Mühe nimmt, die ganze Arbeit zu lesen, stösst ganz unverhofft recht spät auf den Satz, den wohl die Journalisten übersehen haben „Die Schweizer im Alter von 19 bis 100 Jahren verfügten im Jahre 1976 über durchschnittlich Fr. 33 682.- Reineinkommen“. Zur Tarnung spricht der Autor im übrigen Text diese als Schweizer 19+ an. Er vergleicht also alle Schweizer mit der Teilmenge der Berufstätigen, was die Ergebnisse natürlich nochmals verfälscht. Drei Jahre später entlarvt A. Lüthi mit einer Gegenstudie: Die wirtschaftliche Ungleichheit im Rentenalter in der Schweiz. Seine Studie basiert auf denselben Schweizerzahlen von Schweizer und kommt auf eine Differenz von 12 900 Franken zwischen Rentner und Nichtrentner. Teilt man sinnvollerweise die Rentner in solche, die noch erwerbstätig sind und die Nichterwerbstätigen, so findet er eine Differenz von 14 000 Franken zwischen den nicht-

erwerbstätigen Rentnern und den Erwerbstätigen. Leider findet Lüthis Gegenstudie kein Echo. Grundsatz derselben ist: Was einmal gesagt oder geschrieben wurde, gilt, auch wenn genügend Gegenbeweise vorliegen. Man will sich beim Leser oder Zuhörer ja nicht in ein schlechtes Licht setzen. Dagegen gilt für die Wissenschaft, dass Hypothesen nur solange gelten, bis diese falsifiziert werden. Herr Schweizer verunsicherte die meisten Schweizer mit seinen Schweizern 19+. Ich kann einzig für mich in Anspruch nehmen, dass ich keiner der im Vorwort erwähnten Experten war.

## **26 Publish or Perish**

In Amerika gilt für alle Wissenschaftler das Motto: Publish or Perish. Gerade für Europäer ist es um so schwieriger, hier noch etwas zu publizieren und trotzdem ist es sehr wichtig, denn eine Arbeit in einer guten referierten Fachzeitschrift in Amerika ist viel mehr beachtet als anderswo auf dieser Welt, wenigstens gilt das noch im 20. Jahrhundert. Doch der Kampf gegen und mit den Schriftleitern und Referenten ist hart, wie das folgende Beispiel in der Chronologie zeigt:

Juni 1982: Ein erster deutscher Entwurf zu einem Paper mit Bernhard Flury steigt aus der Retorte.

September 1982: Die erste englische Version erreicht den Editor des American Statistician zur Begutachtung; und siehe da seine Antwort bereits im Oktober 1982: „Your paper has been given a preliminary evaluation by an associate editor. Although this person

considered its subject matter appropriate for the journal, the overall recommendation was that a number of revisions need to be undertaken prior to further review by referees.“ Leider waren uns einige Vorschläge gar nicht genehm, doch die Hoffnung schien so gut für eine Veröffentlichung, dass wir seine angeblichen Verbesserungen berücksichtigten und im Dezember 1982 eine seinen Wünschen entgegenkommende Version einreichten. Im April 1983 erreichte uns die Antwort vom Editor: The revision of your paper has been evaluated by an associate editor and two referees. Although these individuals find some of its content to be potentially interesting and useful to the readership, the consensus of their recommendation is against publication. At the same time, however, they have indicated that a revision which resolves the concerns expressed in the enclosed comments might be appropriate. Die beigelegten Kommentare widersprachen sich gegeneinander und gegen die 1. Version und es war schwer hier einen akzeptablen Kompromiss zu finden. Doch wir versuchten es und reichten im Mai 1983 die dritte Version ein. Im Dezember 1983: Gary Koch hat zwei neue, für uns unbekannte Referenten um eine Stellungnahme gebeten mit widersprüchlichen Aussagen und zitiert den Associated Editor: This is, of course, a second revision, and to ask for a third, which, too, might be unacceptable to reviewers seems too much. Doch Koch war uns scheinbar gut gesinnt, wenn er weiterfährt: if you feel that the effort in proceeding with an additional revision is worthwhile, then we would still to continue to be willing to give it serious consideration. Im April 1984 nehmen

wir wieder Stellung zu allen offenen Fragen und Fehlern der Referenten, worauf uns Koch antwortet: During the next week or two, I plan to study the current version of your paper further and may be able to provide some additional specific suggestions.

Mai 1984: Eine weitere Version liegt auf der Redaktionsstube von Koch, der nochmals zwei neue Referenten bestellt und uns weiter warten lässt. Juni 1984. Außerst schnell und unerwartet erreicht uns der Entscheid des Herausgebers: On the basis of their (same Associate Editor and two new referees) comments, my decision is to accept your paper for publication, conditional on your preparing a final version. In einem Telefongespräch veranlasst uns Koch das neue Manuskript ohne Rücksichtnahme auf den langen Leidensweg der eingereichten Entwürfe zu verfassen. So kehren wir zur ursprünglichen Version zurück und reichen diese mit minimalen Korrekturen neu ein. Im Juli 1984 unser Dank an Gary Koch für seine Geduld und Unterstützung.

Im August 1984 die erlösende Antwort des Editors: The propose of this letter is to document the formal acceptance of the final version. Und zusätzlich im September 1984: It is good to know that it did indeed reach convergence, and I believe many readers will find it helpful. Und so erscheint im Februar 1985 unser Artikel im American Statistician.

Das waren drei Jahre Kampf mit Gary Koch, dem Editor, ein oder zwei unbekanntem Associated Editors und sechs Referenten, die sich anonym hinter unzutreffenden Aussagen verstecken. Perish or Publish?

## 7 Kleider machen Leute;

### eine Collage

Im Sinne Gottfried Kellers Novelle „Kleider machen Leute“ wollen wir im folgenden den Schneider mit dem Statistiker oder Anwender statistischer Methoden und die Leute mit den Daten vergleichen.

Bild: Tizian: Himmlische und Irdische Liebe

Versinnbildlicht die nackten statistischen Daten und das Gewand als Modell.



Bilder: Militärparaden



Bilder: Konfektionsanzug

In vielen wissenschaftlichen Publikationen werden Daten oft kritiklos einem t-Test unterzogen, auch wenn die Daten die Voraussetzung der Normalverteilung nicht erfüllen. In Reih und Glied aufgeführt und sogar mit Sternen deko-

riert. 1\* für schwach signifikant, 2\*\* für signifikant, 3\*\*\* für hochsignifikant.

Bild: Jeans

Das sind robuste Methoden, die sich auch bei nichtnormalverteilten Daten tragen lassen.



Bilder: Sari

Verteilungsfreie Verfahren kleiden Daten mit einem Sari, einem langen Stoffstück, das man frei um den Körper wickelt.



**Bilder:** Kleiderbörse

In Secondhand Läden kaufen sich Anwender statistische Rezepte oder konsultieren Lehrbücher, die keine reellen Daten enthalten.



**Bilder:** Schaufensterpuppen

Simulationen arbeiten als Ersatz für fehlende reelle Daten.



**Bilder:** Voglescheuche

Statistiker und Anwender kleiden auch mal eine Vogelscheuche



**Bild:** Superstar

Es gibt bekannte Datensätze, z.B. iris data oder bank note data, die für verschiedene Modelle stehen müssen.



**Bilder:** Bikini

Was sie zeigen ist anregend, was die verhüllen, ist lebenswichtig-



**Bilder:** Hochzeitskleid

Statistiker entwerfen auch mal ein Spezialmodell, das nur für die gerade betrachteten Daten passt.

**Gotthelf:** *das war eben eine Gelegenheit, zu welcher die Hochzeitskleider wohl passten*

1843, Anna Bäbi Jowäger



**Bilder:** Modeschau

Statistiker treffen sich in Workshops, Seminarien und Kolloquien zur Illustration neuer Methoden



**Bilder:** Haute Couture

Kein Diktator kann so vielen Menschen seinen Willen aufzwingen wie ein Modeschöpfer.



**Bilder:** Misswahl

Statistiker bekommen auch mal einen ehrenvollen Preis für ein gutes Modell.



**Hans Riedwyl. Swiss Statistical Society, Bulletin Nr. 51, 2005.** hier leicht angepasst an die heutige PC- und Internetwelt.

## 28 Gezogene und gepanzerten

### Artillerie

Als Leutnant 1963 der Haubitzen-Feuerleit-Batterie war ich mit einer kleinen Crew verantwortlich für die Be-

rechnung und Übermittlung der Schiesselemente an unsere Geschütz-batterien. Unser Chef war der schweizweit bekannte Kabarettist Werner von Aesch (1923-2008). Die Feuerleitstelle war wie bis anhin in einer Bauernstube eingerichtet und in den Schiesspausen hörten wir volkstümliche Melodien oder alte Jazz- und Rockstücke. Auf das Kommando „Neues Ziel“ wurde es still in der Stube und wir warteten auf Korrekturen, die uns die Schiesskommandaten per Draht übermittelten. Mit dem Kommando „Serie Beendet“ hören wir weiter neue Melodien aus dem Radio. Überraschend betritt der Kommandant des Feldarmeekorps unsere Bauernstube und nach einigen Minuten erschallt seine Stimme: „Ab heute treffe ich sie nie mehr in einer Bauernstube, sondern in einem atomsicheren (!) Keller unter der Erde“. Am Montag danach gab Oberleutnant von Aesch vor gefülltem Gemeindesaal eine Gratis-Solo-Darbietung „Vo Planig kei Ahnig“.



1966-1969 werde ich Kommandant der Haubitzen-Feuerleit-Batterie 10 und 1976 Kommandant der Panzerhaubitzen Abteilung 10, die inzwischen von der gezogenen zur gepanzerten Artillerie umgeschult wurde. Aus meiner Erfah-

rung, dass in der Armee oft nur geplant und viele schriftliche Befehle erlassen werden, ohne diese zu kontrollieren und zu korrigieren, stellte ich das Motto für meinen Wiederholungskurs: «Zuerst planen, dann improvisieren».



Am ersten Montag im März 1976 besucht uns bei einer Mobilmachungsübung der ranghöchste britische Befehlshaber über Heer, Flotte und Luftwaffe, Feldmarschall Sir Michael Carver als Gast des schweizerischen Generalstabschefs und Korpskommandant Johann Jakob Vischer.



Bild: Major Hans Riedwyl erklärt dem hohen Gast Feldmarschall Carver und Korpskommandant Johann Jakob Vischer die Anlage der Mobilmachungsübung in Seftigen.

Am Ende der Demonstration erwähnt der Gast, dass in England am Einrückungstag die Waffe und die Munition abgegeben werde, während im Gegensatz dazu in der Schweiz die Waffe und Munition in einem Magazin für die

### 30 Der Gehülfe

Nach Robert Walsers Erzählung „Der Gehülfe“ sind wir schon in der Rekrutenschule nur noch eine Nummer

Das bleibt auch so bis in die höchsten Grade der Armee. Das Folgende ist eine Collage aus Sätzen Walsers Gehülfe an die Arbeit in einem unterirdischen Kommandoposten.

Ist eigentlich Generalstabsarbeit ein Plagiat; schreiben wir nicht fast alles irgendwo ab? Die nachfolgende kleine Geschichte über eine Stabsübung ist eine Collage aus Sätzen von Robert Walsers Roman „Der Gehülfe“, den ich während einer Übung mit Vergnügen las und mit unserer Arbeit konfrontierte:

Das Leben im Kommandoposten: Die Luft im Keller ist für einen jeden dieselbe, sie wird für den Divisionär und für den jüngsten Generalstabsoffizier für angemessen befunden. Ja, das Militär, dachte der Unterstabschef, wie wirft es die Menschen aus allen nur denkbaren Lebensbereichen auf einen einzigen Empfindungspunkt zusammen. Die Rang- und Bildungsunterschiede fallen unbarmherzig in einen grossen, bis heute noch immer unerforschten Abgrund, in die Kameradschaft. Hier durfte ich „kopflös“ sein, wenigstens bis zu einem gewissen Der Telefonkrieg:

Zurück bei den Logistikern, seinen Rechenkünstlern, erwarteten ihn Ge-

Dauer des Dienstes eingezogen und verwahrt werde. Jeder Wehrmann erhält die Waffe und 21 Schuss Munition am Schluss des Kurses zurück und hat diese zu Hause bis zum nächsten Einrückungstermin sicher aufzubewahren.

schäfte und er sollte seinen Vortrag mit Varianten vorbereiten. Im Leben gewisser Stabsleute spielt das Telefon eine grosse Rolle. Die logistischen Gewaltstrieche wollen in der Regel telefonisch begonnen werden. Das Hauptgeschäft bestund nur noch im Abwehren der Telefonanrufe, die anfangen, von allen Seiten her, und in immer schrofferer Weise, zu drängen. Die Arbeit im Führungsraum: Der Stellvertreter des Stabschefs alias Unterstabschef Territorialdienst sagte heftig, Unordnung brauche deswegen, dass kein Auftrag da sei, noch lange nicht einzureissen. Das verbiete er sich. Wenn auch keine Geheimakten zu entwenden seien, so könne doch jemand, sei es der Chef Feldpost, sei es ein anderer, durch die offene Tür, unangemeldet, ohne dass ein Mensch im Hause es merke, eintreten und in den Büchern und Papieren herumstöbern. Und dass Sie mir gefälligst aufpassen, denn ich sage meine Sachen nicht gern zweimal. Mit Springen, Befehlen erteilen und Umherreisen sei eine Sache eben lange noch nicht in Wirklichkeit im Gang.

Begriffsstutzigkeit:

Die Zone habe noch überall uneingeschränkten Kredit beim Armeekommando und bei der wirtschaftlichen Landesversorgung, begann der Unterstabschef und endete mit: „Höchster Gewinn bei absoluter Risikolosigkeit“. Glaube ich eigentlich an das, was ich

da sage? dachte der Logistiker im Stillen. Der Divisionär frug ihn, ob er auch wirklich schon einen einigermaßen klaren Begriff von dieser Sache habe. Ach ja, glaubt der Unterstabschef erwidern zu dürfen. Er war ja ohnehin schwer von Begriff, wenigstens bildete er sich das ein, und Einbildung sind nie gänzlich ohne grundlegende Berechtigung.

Die Absicht des Kommandanten: Wie tönte doch da die sonore Stimme des Herrn Divisionär, als er seinen Entschluss bekannt gab. Der Divisionär glich einem heldenmütigen Kanonier in der heissen Schlacht, so wie er dastand. Schiesst, ihr Fötzel. Solches rief er aus und er meinte damit jene paar Leute im Korps, die sich immer einen gewissen spöttischen Ton herausnehmen, wenn er angefangen hatte, von seinen rollenden Basisversorgungsplätzen zu reden. Durch seinen Ausdruck und Ausruf zeigte er diesen Schlappschwänzen, wie seine abermalige, kurze Ansprache lautete, deutlich Verachtung. Ich bin auch heute noch vom endlichen Gelingen meiner rollenden Versorgungsplätzen felsenfest überzeugt. Die Begeisterung, mit welcher der Kraftanlagenschöpfer das Kind seines Geistes verfocht und in fast himmelhohe Bedeutung hochhob, gab viel zu reden und sorgte in gar nicht übler Weise für die Unterhaltung in der still und träge dahingehenden Woche. Die Idee als solche war also keine neue, sondern nur eine verfeinerte und verschärfte, auf eine vorge-schobene Abgabestelle geschickt übertragene. Der Divisionär wollte es so, und sein Wille blieb alleinige und unbedingte Richtschnur für das Tun

des Stabes.  
Phasenwechsel: Zeitsprung: 1 August.  
Die Erstaugustrede des Kommandanten fiel damit ins Wasser. Er hätte eine feurige Rede gehalten, worin er der militärischen Jugend das Vaterland ans Herz gelegt hätte. Die Phase Zwei kannte man ja bereits beinahe auswenig, da sei es, dachte der Logistiker bei sich, Zeit, sich mit Neuem im Geist zu befassen. Und er wunderte sich, wie rasch es ihm gelang, sich mit dem innern und äussern der Phase Drei vertraut zu machen.

Der Stabschef: Er zündete langsam einen der wohlbekanntesten Stumpen an, die ihm jeweilen den Gedanken an die beginnende Arbeit so sehr versüssten, und rauchte drauflos wie das Mitglied eines Rauchklubs. "Wie ich sehe", sprach der Stabschef, "handelt es sich hier um ein scheinbar ganz gut vortrefflich geplantes und auch, wie mir scheint, bereits ganz gut vorbereitetes Unternehmen. Dürfte ich mir erlauben, einige kleine Notizen zu machen? Also in erster Linie handelt es sich, nehmen Sie einen Bleistift zur Hand, nun, sagen wir, um die Zusammenstellung, um die genaue Gewinnberechnung dieses Unternehmens. Der Stumpen verlöscht. Mit dem Stabschef verkehrte der Stabsbeobachter in der ausgesucht eigentümlichsten Art und Weise. Er verstand es, plötzlich, als hätte ihn die dunkle Erde selber ausgespien, vor dem Stabschef zu erscheinen, wie Krallen eines Raubvogels auf ihn einhackend. Dann sagte er, beinahe adieu und ging.

Kommandopostenverschiebung:

Die Stabsleute fliehen wie belastete Esel aus dem Loch und schon ruft da einer: "Sie sind tot, stürzen Sie um, Oberst". Wer so isst, wie Sie essen, und eine solche Luft genießt, wie diejenige ist, die Sie hier unten einatmeten, der hat noch eine lange Strecke zu laufen bis zur Klage. Sie leben. erwidert ein Schiedrichter.

Befehlsredaktion:

Im neuen Kommandoposten stürzen wir uns in die Reinschrift der Befehle für die Unterstellten. Dieser Befehl, der natürlich weder orthographisch richtig noch auch nur vernünftig geschrieben war, versetzte den Stabschef in die hellste Entrüstung. Die Gehülfen bückten sich demzufolge wieder auf ihre Arbeit herab, obschon es ihnen um das Arbeiten jetzt gar nicht so besonders zu tun war. Später fing ein Gehülfe an, die Zirkulare exakt zusammenzufalten, und zwar zu jeweiliger Briefkuvertgröße, damit sie in alle Welt hinaus verschickt werden konnten. Er faltete bis zur Befehlsausgabe diese Papiere zusammen, welche Arbeit für ihn etwas geradezu Fröhliches und Gedankenförderndes enthielt, und ging dann zu Tisch. In Wahrheit gab es im Stab kaum noch Reelles und Vorwärtsführendes zu tun, sondern es galt im Grunde nur noch überhaupt da zu sein. Die Gesichter aller Stabsangehörigen drückten Langeweile, Appetit nach Bewegungsfreiheit und Unzufriedenheit mit der Stumpfheit, die im Raume herrscht, aus.

Oberst Hans Riedwyl



### 31 Militärische Qualifikationen

Selbständiger und einsatzfreudiger Zugführer. In allen Chargen verwendbar - Besitzt gute soldatische und technische Eigenschaften, jedoch etwas scheu - Hervorragender Batteriekommandant; Führerpersönlichkeit - Selbständig und umsichtig - beherrscht die taktischen und technischen Probleme - Guter Feuerleitbatteriekommandant. Führt seine Batterie aktiv und mit Umsicht - führte die Batterie initiativ und einfallsreich. Arbeitet gründlich. Guter Ausbilder - Sehr guter, überlegener und einfallsreicher Batteriekommandant - Sehr guter und gewandter Kommandant. Vorschlag zum Besuche des Generalstabskurses - Ruhig, überlegt; arbeitet systematisch und sorgfältig - überlegt: gründlich und beharrlich; muss sein taktisches Vorstellungsvermögen noch besser entwickeln - Ueberlegt; arbeitet speditiv und initiativ; sehr gute fachtechnische Kenntnisse - gutes taktisches Verständnis; erfasst rasch mit Blick für das Wesentliche; beherrscht die Grundsätze des Artillerieeinsatzes -überlegt; arbeitet systematisch und gründlich - hervortretend, selbständiger und in jeder Beziehung kompetenter Generalstabsoffizier - überlegt und klar in der Befehlsgebung, hat die Uebersicht und

setzt sich durch; entschlossen, engagiert sich, erkennt rasch das Wesentliche - Ruhiger, überlegter Abteilungskommandant. Führt die Abteilung fachlich kompetent und mit Umsicht - Einsatzfreudiger Abteilungskommandant; taktisch versiert, Klar und gründlich in der Befehlsgebung - Erfasst rasch das Wesentliche; arbeitet zielstrebig; im WK speditiver Leiter der Arbeitsgruppenstabsübung - Sehr guter Abteilungskommandant; systematisch und gründlich in der Ausbildung. Ueberlegter, umsichtiger Führer - Ueberlegt, gründlich; natürliche Autorität; hat Uebersicht und erfasst das Wesentliche - einsatzfreudig, gründlich und gewandt; guter Organisator - Ueberlegt und gründlich; sehr gute taktische Kenntnisse; rasch entschlossen und folgerichtig; befiehlt klar; gewandt in Führung und Ausbildung; vertritt seine Truppengattung mit Kompetenz - energisch, umsichtig; überzeugend und vielseitig verwendbar; ausdauernd - kompetenter, vielseitiger Generalstabsoffizier - zielstrebig, überlegt und ganzheitlich; guter Organisator, fachlich kompetent; ausgezeichneter Unterstabschef - gefestigte Persönlichkeit, überlegt, gründlich; führt in seinem Bereich überlegt und kompetent, guter Uebungsleiter; allen Anforderungen gewachsen - ausgezeichneter Generalstabsoffizier, absolut zuverlässig und vielseitig verwendbar, eingesetzt als Stabschef der Arbeitsgruppe "Armee" - Ueberlegene, ausgeglichene Persönlichkeit, der Sache verpflichtet, beweglich; systematisch, führt die Untergruppe mit grosser Sachkenntnis; allen Anforderungen gewachsen - ausgeprägte Persönlichkeit, sicher und aktiv.

SCHWEIZERISCHE ARMEE ARMÉE SUISSE ESERCITO SVIZZERO		Qualifikationsliste Liste de qualification Lista di qualificazione		für Dienstleistungen (ausgenommen Rekrutenschulen) pour les prestations de service (à l'exclusion des écoles de recrues) per i servizi prestati (escluso le scuole reclute)		Form. An. 54
Stab, Einheit, Schule, Kurs Etat-major, unité, école, cours Stato maggiore, unità, scuola, corso		23 III-A	von du del	10.6.	bis au al	6.7. 19 52 4 Fribou Bülach
A No. matricole Numero matricole		743-36-181.244				
Grad e Funktion Grade e funzione Grado e funzione	Entstehung Incorporation Incorporazione	Name und Vorname Nom et prénom Cognome e nome		Beruf Profession Professione	Militanz und Wohnort Domicile et adresse complète Domicilio e indirizzo completo	
Oberst 1. Gut Stab 2		Riedwyl Hans		Prof Dr Phil II	3653 Oberhofen Alter Oberländer Weg 52	
Stanztag Jours de service Giorni di servizio	Eignungsnote Note d'aptitude Nota di idoneità	Bemerkungen Observations Osservazioni		Stempel und Unterschrift des Kdt Bureau et signature du cdh Stella e firma del cdh		
27		Ueberlegt und gründlich; sehr gute taktische Kenntnisse; rasch entschlossen und folgerichtig; befiehlt klar; gewandt in Führung und Ausbildung; vertritt seine Trp Gattung mit Kompetenz		Kommandant der Truppschule Wächter Dyblonik		
Zur Kenntnis an - Pour information à - Per informazione a						
Piedgl		H. Riedwyl		E. Riedwyl		T. Riedwyl

## 32 Der Röstigraben

Viel wird über den Röstigraben, der die deutsche von der welschen Schweiz trennt, geschrieben. Aber es gibt noch andere Gräben, auch innerhalb der deutschen Schweiz. Ein solcher Graben verläuft Nord-Süd durch den Kanton Aargau, der ja auch erst 1800 entstanden ist. Als junger Generalstabsoffizier war ich zuständig für die jährliche Überarbeitung der Einsatzbefehle des Feldarmee Korps 2, kurz FAK2 genannt, das zwischen dem ersten im Westen und mit dem Kanton Bern und dem vierten östlich der Limmat, lag. Der Korpskdt Hans Wildbolz wurde etwas verunsichert, wie er während einer Übung feststellte, dass die Befehlsgebung FAK 4 viel umfangreicher war als die unsrige und erteilte mir den Auftrag, diese zu vergleichen. Zehn Bundesordner mussten mit unseren fünf durchforscht werden. Es zeigte sich nun, dass die Ostschweizer alles bis ins kleinste Detail mit Namen, Adressen und Telefonnummern versehen angeordnet haben. Dazu aber auch fast doppelt soviel Angestellte im Friedensbüro beschäftigten als wir und ich schlug meinem Vorgesetzten vor, unsere konzeptionell übersichtliche und einfache Befehlsgebung nicht zu erweitern. In einer Armeestabsübung fiel

mir auch rasch auf, dass im FAK 4 stets eine grosse Hektik herrschte, während im Stab FAK 1 und 2 meist ruhig gearbeitet wurde.

Mit einem Historiker diskutierten wir dieses Phänomen am Biertisch und schufen den FAK 2-Typ und FAK 4-Typ. Der Raum FAK 4 gehörte ja lange Zeit zum Schwabenland, während in unseren Adern bereits Burgunderblut floss. Diese Unterschiede kann man auch in andern Bereichen feststellen. So zählten wir die Literaten Gottfried Keller und Max Frisch zu den FAK 4-Typen, dagegen ihre Zeitgenossen Jeremias Gotthelf und Friedrich Dürrenmatt zu den FAK 2-Typen. Natürlich gibt es auch eine Durchmischung: so erkannten wir in einem Kommandanten des Ostkorps einen FAK 2-Typen oder umgekehrt. Das dritte und letzte, das Gebirgskorp, kam mir wie ein Relikt des Reduits aus dem zweiten Weltkrieg vor. Denn fast alle strategischen Übungen betrafen doch nur das Mittelland und als Gegner das kommunistische Russland, das bei Ausbruch des dritten Weltkrieges in 7 Tagen (Vorwarnzeit) das FAK 4 erreichen wollte.

### **33 Die geistige Landesverteidigung**

Schon 1970 startete die Armee mit Heinrich Oswalds (1866-1945) Bericht eine Armee reform gegen den Drill und die langen Haare nach Vorbild der israelischen Streitkräfte. Seit 1979 baute Oberst Efreim Cattelan (1931-2014), Informationschef des Eidgenössischen Militärdepartements (EMD) eine geheime Armee, abgekürzt P-26 auf. Sie war eine geheime Organisation innerhalb des EMD um im Besetzungsfall

den politischen Widerstand zu organisieren.



und 1980 ist der Geheimdienstoffizier Oberst Albert Bachmann (1929-2011) frühzeitig aus dem Bundesdienst entlassen worden. Aus seiner Feder stammte das 1969 an alle Haushaltungen verschickte sog. helvetische Rote Büchlein "Zivilverteidigung".



In einer Parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK) wurde die P-26 Gruppe aufgelöst. Seit 1900 sind rund 900'000 Fischen von verdächtigen Personen angelegt worden. Im Fischenskandal konnte man eine Kopie der eigenen Fische zugestellt erhalten. Nach einer Armee-Stabsübung berichtete ich, dass ein Feldweibel in unserem Kommandoposten alle Wände fotografierte, was mir sehr verdächtig vorkam. Ich berichtete dies dem Chef Geheimdienst, was mir einen positiven Fischeneintrag bescherte. Der

Kommandant des Feldweibels war ein bestens bekannter Oberst im Generalstab.

Man erwartete, dass ein russischer Überfall auf Westeuropa in 7 Tagen möglich wäre. Meine Meinung war, dass die Schweizer Armee in einem solchen Fall der NATO unterstellt würde. Ich war auch sehr enttäuscht, dass während dem Essen unter Anwesenheit von Ein-Stern bis Vier-Stern Kommandanten ständig über den Haarschnitt der Truppe geklagt wurde. Selber habe ich in meiner Kommandozeit als Major den Untergebenen gestattet mit einem Haarnetz auszurücken.



Peter Sager. Ostinstitut NZZ 22.7.2019  
der Kommunistenfresser:

### **32 Abschied von der Vorlesung**

Ein anonymes e-mail eines Studenten nach meiner letzten Vorlesung:

„Sehr geehrter Herr Riedwyl

Es war vor gut einem Jahr, da arbeitete ich noch als Lehrer in Zürich an einer deutsch-englischen Privatschule, dass ich mich, nach Prüfung verschiedener anderer Alternativen, für das BWL Studium entschieden habe. Letzten Sommer habe ich dann den

Grundstudiumsstundenplan zugesandt erhalten und habe mir meinen Studien-, Kinderaufsichts- und Arbeitsplan zusammengestellt. Mit Schrecken sah ich, von Statistik keine Ahnung habend, dass dieses "langweilige und trockene" Fach 3 Stunden pro Woche beanspruchen würde, wobei ich sagen muss, dass mich zum gleichen Zeitpunkt die vier Stunden Mathematik noch mehr beunruhigt haben. Die ersten zwei Stunden an der Fabrikstrasse, waren, da ich der Familie und der Arbeit wegen das Grundstudium in zwei Jahren absolviere, für mich die ersten zwei Stunden meines Studiums überhaupt: Statistik!

Sie haben mich, das war zu jenem Zeitpunkt nicht schwer, da zu Beginn wohl jede/r topmotiviert ist, betreffend Langeweile und Trockenheit sofort eines besseren belehrt. Klar, da war auch dieser Beamer, über welchen Sie sich nie so richtig freuen mochten, welcher mir imponierte, aber was mich wirklich beeindruckte, waren Sie als Lehrer! Nicht mehr der Jüngste, aber noch sowas von gewandt und "à jour"!! Der Aufbau, die inhaltliche Strukturierung Ihrer Vorlesung war in meinen Augen ausgezeichnet, was ich aber am bewundernswertesten fand, war die Vielfalt und die Auswahl der Präsentationen. Hier eine Powerpoint-Folie, da ein Link oder gleich'n Applet aus dem Internet oder dann Beispiele ohne Ende aus Ihrer eigenen Tätigkeit! Ich werde nun sehr wahrscheinlich nicht gleich die Studienrichtung ändern, aber Sie haben's wirklich verstanden, was es heisst, heute zu unterrichten, Interesse zu wecken. Mir tat's oft fast weh, wenn Sie nebenbei bemerkten, welche Möglichkeiten uns Jungen - ich bin auch schon 10 Jahre

älter als die meisten im Saal- jetzt und in Zukunft zur Verfügung stehen (werden). Ihre Fähigkeiten, ihr Gespür und Flair dafür, diese Möglichkeiten so gewinnbringend einzusetzen, werden den meisten fehlen!! Ich möchte Ihnen danken, dass Sie mir und allen andern das gezeigt, geboten haben. Ihre Pensionierung ist ein herber Verlust für alle zukünftigen Studenten und ich bin froh, dass ich sie als Professor erleben durfte!!! Sie haben mich bis auf ein einziges Mal, wie ich keine Frage stellen durfte und mir dachte, Mensch ist das ein Dickschädel, immer beeindruckt und ich möchte Ihnen dies hiermit einfach und ehrlich sagen! Ihre letzte Vorlesung, an welcher Sie Applaus geerntet haben, war nur das unterhaltsame Tüpfchen auf einem grandios gezeichneten i! Ich wünsche Ihnen für Ihre Zukunft alles Gute, viel Zeit und Gesundheit, damit sie all das, wofür Sie jetzt dann endlich Zeit haben, realisieren und geniessen können!! Es grüsst Sie freundlichst und ehrlich hochachtungsvoll einer von 500!!“

Anonymus, ein Student, 2001

### **34 Wie ein Schüler mein Lehrer wird**

Der junge etwa 25-jährige François de Capitani (1950-2012) taucht um 1975 in meiner Einführungsvorlesung für Statistik auf. Ich frage ihn, ob er sich in diese Vorlesung verirrt habe, Historiker hätte ich noch kaum in meiner Vorlesung gesehen. Doch er fand, dass statistische Begriffe und besonders die grafische Gestaltung von Zahlenmaterial für seine Wissenschaft wichtig wären.

Ich habe nach meiner Emeritierung 2001 den Zahlen ade gesagt und mich für die Geschichte des Emmentals interessiert. Als Einstieg suchte ich dem Familiennamen Riedwyl nachzuspüren und so die alten Schriften autodidaktisch zu entziffern. 2005 stiess ich zufällig auf meinen früheren Studenten in der Berner Altstadt. Und ich fragte ihn, ob er einen Entwurf meiner Notizen durchlesen würde und er schenkte mir sein Buch „Adel, Bürger und Zünfte im Bern des 15. Jahrhunderts“ mit einem Bild einer Gerichtsszene im Twingherrenstreit von 1470, wo er unter den Gerichtsassen einen Cunrad Riedwyl erkannte. In seinem Buch, das offensichtlich als Lizentiatsarbeit entstanden ist, fand Aufnahme in die Schriften der Berner Burgerbibliothek und zeigt eindrücklich François grosse Fähigkeit in der Anwendung statistischen Denkens. Nach diesem Treffen lud mich François, später Kurator des schweizerischen Landesmuseums, in „sein“ Schloss Prangins ein und zeigte mir das Bild von Joseph Reinhard (1795) an einer Wand, das die Täufer zum Objekt der Verleumdung und des Spotts machen. Danach entstand aus einer Familiengeschichte ein Buch zum Täuferjahr 2007 mit dem Untertitel „Spuren einer Täuferfamilie vom Gürbetal ins Emmental; Mit Gotthelf Exempeln“. Der Historiker François de Capitani wurde so zu meinem Lehrer und schrieb zu meiner Familiengeschichte das Vorwort. Wir trafen uns danach ab und zu in einer Bibliothek oder im Staatsarchiv. Nach dem Täuferjahr ermunterte mich François de Capitani zu einem neuen Projekt, die Geschichte einer emmentalischen Gemeinde aufzuarbeiten. Daraus sind Beiträge unter [www.riedwyl.net](http://www.riedwyl.net) zu

„Röthenbach in alter Zeit“ entstanden, die ich fortlaufend ins Internet stelle und die er kritisch gelesen und gelegentlich kurze Kommentare dazu machte. An einem zufälligen letzten Treffen in der Universitätsbibliothek an der Münstergasse zeigte er mir, wie er mit einem iPad und einer mobilen Tastatur Notizen aufnahm, was ich seither selber nach seinem Vorbild auch tue. François de Capitani war ein bescheidener, liebenswürdiger, intelligenter Mensch. Eine Karriere als Uni-Professor schlug er aus.

Gotthelf: ..... deren einer an tiefem Sinn und gesundem Denken mehr wog als zehn ordentliche oder ausserordentliche Professoren samt ihren Brillen, ihrer Kompendiengelehrsamkeit, ihren verrückten Theorien und fabelhaften Arroganz. 1838, Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen.

### **35 Gespaltene Schweiz**

Die Geschichte dieses Buchs begann mit einem Mathematiker. Hans Riedwyl, Mathematikprofessor an der Universität Bern mit einem Hang zur politischen Statistik, überzeugte meinen Kollegen Jürg Steiner und mich davon, dass in den soziodemografischen Bezirksdaten ein ungehobener Schatz für die Untersuchung direkter Demokratie liege: Sie gestatteten nach seiner Ansicht viel aufschlussreichere Analysen als die gebräuchlichen Untersuchungen mit Kantonsvergleichen. Anders als Umfragedaten zu Abstimmungen, die erst seit den 1970er Jahren bestehen, sind Aggregatdaten also Daten über eine politische Gesamtheit auch zu früheren Jahrzehnten

mindestens teilweise vorhanden. Der Versuch ihrer Rekonstruktion bis in die Anfänge des Bundesstaats schien verlockend: Er versprach, die Entwicklung der direkten Demokratie in einer Verbindung von Historik und Sozialstatistik auf neue Art zu erschliessen. Damit war die Neugier geweckt, ein altes politologisches Rätsel aufzugreifen: Wie wurden die tiefen Spaltungen zwischen Katholiken und Protestanten, Stadt und Land, Kapital und Arbeit in der Schweiz überwunden? War es die politische Konkordanz, also der Wille von Regierung und Parlament zur einvernehmlichen Konfliktregulierung, welche diese Konflikte in unserm Land verebten und den Sprachgraben zwischen Deutschschweiz und Romandie überbrücken liess? Oder war es gerade umgekehrt: Mussten der wirtschaftliche Klassenkampf oder die Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten in der Gesellschaft zuerst auskühlen, bevor der berühmte «helvetische Kompromiss» möglich wurde? Einen ersten Schritt zur Lösung dieses Huhn-Ei-Problems unternahmen wir mit einer ersten gemeinsamen Publikation in der «Schweizerischen Zeitschrift für Politikwissenschaft 2000» mit Abstimmungsanalysen aus den 1990er-Jahren. Sie bildete die Grundlage für eine Eingabe an den Schweizerischen Nationalfonds zu einem grösseren Forschungsprojekt, das nach einigem Zögern bewilligt wurde. Daraus entstanden 2003 bis 2007 am Berner Institut für Politikwissenschaft unter anderem die zwei Dissertationen von Regula Zürcher und Christian Bolliger, welche sich der langfristigen Entwicklung gesellschaftlicher Spaltung und Konkordanz von 1874 bis zum Zweiten Weltkrieg und von 1945 bis heute

widmeten. Sie kombinierten die quantitativen, statistischen Analysen mit qualitativen, heuristisch-hermeneutischen Auswertungen. Die vorliegende Publikation baut auf ihren Methoden und Erkenntnissen auf und erweitert die Fragestellungen. Konzipiert für ein breiteres Publikum, veranschaulicht «Gespaltene Schweiz - geeinte Schweiz» die Geschichte von Konflikt und Vermittlung an der politischen Kultur direkter Demokratie. Ebenso zeigt es die Leistungsfähigkeit und die Grenzen direktdemokratischer Entscheidung für die Lösung grundlegender Konflikte in der schweizerischen Gesellschaft und die Lösung des ursprünglichen Rätsels, soweit Huhn-Ei-Fragen eben beantwortet werden können. Linder Wolf, Zürcher Regula, Bolliger Christian (2008). *Gespaltene Schweiz – geeinte Schweiz*. Verlag für Kultur und Geschichte, Baden.

### **36 Ein Beitrag zum Täuferjahr**

Spuren einer Täuferfamilie vom Gürbental ins Emmental; Mit Gotthelf Exempeln. Liebefeld: Hans Riedwyl 2007. 82 S. ISBN 978-3-033-01074-1.

In seinem Beitrag zum Täuferjahr beschreibt Hans Riedwyl oder «Johann Riedweil», unter welchem Namen er seine Broschüre schrieb, die Geschichte seiner Familie. Allerdings macht er das nicht im Stil einer traditionellen Familiengeschichte mit Anspruch auf mögliche Vollständigkeit, auf diese verzichtet er ganz bewusst, sondern er versucht, Lebensbilder oder Episoden einzelner Personen aus seiner Familiengeschichte aufgrund alter Dokumente zu erzählen. Seine Ausführungen spickt der Autor mit Quellenauszügen

unterschiedlicher Länge, und mittels Gotthelfexempeln versucht er, die Lebenswelt der beschriebenen Familienmitglieder greifbarer zu machen. Dabei unterlässt es der Autor nicht, auch nicht sehr schmeichelhafte Vorfahren zu beschreiben. So vernimmt der Leser etwa, dass ein David Riedwyl um 1765 im Zuchthaus in Bern (Schallenberg genannt) einsass und seine Heimatgemeinde Kehrsatz deshalb seine Familie unterstützen musste. Daneben werden auch durchaus alltäglichere Vorgänge in der Riedwyl-Familie beschrieben wie Erbgänge, Gutskäufe oder Mündelangelegenheiten. Anhand des im Eggiwil niedergelassenen Familienzweiges wird zudem die Nähe der Familie Riedwyl zum Täuferturn aufgezeigt und ihre engen Verbindungen zum Heimatort Kehrsatz verdeutlicht. Riedwyls Schrift bietet nicht nur einen Einblick in die Geschichte seiner Familie, sondern vermittelt auch einen Eindruck von der Lebenswelt der einfachen Landbevölkerung im Bern der frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts. Die bisweilen altertümlich angehauchte Sprache mit ihren eingestreuten Helvetismen ist derjenigen Gotthelfs nicht unähnlich. So entwickelt sich eine lockere Lektüre. Allerdings erschwert das Fehlen einer Art Stammbaum, in welchem die Verbindungen der beschriebenen Personen zueinander aufgezeigt sind, die Einordnung der einzelnen Akteure während des Lesens. Insgesamt bietet die Broschüre einen unkonventionellen Zugang zur bernischen Vergangenheit, und sie ist zudem eine lokalhistorische Fundgrube für die im Buch beschriebenen Gemeinden im Emmental und Gürbetal.

Peter Lehmann, Berner Zeitschrift für Geschichte, 72. Jahrgang, Heft Nr. 2, 2010

### **37 Von Stolz und Schande in Röthenbach**

**Gotthelf:** Wenn ein Mensch ein Buch schreibt, kommt er, wenn das Ende naht, in eine gelinde Wallung, die immer und immer steigt, bis endlich der letzte Punkt gesetzt ist. Diese Wallung wird durch zwei Gedanken hervorgebracht. Erstlich denkt man an die Welt, was die sagen werde, dass man ein Buch geschrieben, und zwar so eins, wie keines auf der Welt sei und nie wieder eins so kommen werde, wo man von Hütte zu Hütte, von Palast zu Palast laufen werde mit der Frage: «Habt Ihr es gelesen, habt Ihr es gelesen?» Wo in Zukunft der Hansli beim Misten, das Stüdi beim Rüblijäten, der Ratsherr auf dem Rathause und der eidgenössische Oberst auf seinem Schimmel mit diesem Buche in der Hand gesehen würden, und alle schreiend: «Das ist ein Buch, das ist eins! Das muss einer sein, der es geschrieben hat, e ganze Kerli, e vrluechte Pickel! Das ist der erste Gedanke, der Fieber macht. Der zweite Gedanke ist der: «Welchem Buchhändler will ich die Gnade erweisen und es zum Drucken geben? Ach, wie wird der die Ellbogen schlecken bis hinter das Achselbein, und was wird er mir wohl dafür geben? Verflucht viel, das weiss ich, aber wieviel wohl?» Das ist der zweite Gedanke, der am Fieber mithilft, und zwar ziemlich stark, so dass, wenn beide Gedanken so recht flüssig werden, das ein starkes Fieber gibt, dass einem das Schlafen vergeht und fast das Essen, dass man zuwei-

len selbst Kamillentee brauchen muss. Nun, wenn mal der letzte Punkt gemacht ist, vergeht das Fieber bald, zuerst der letzte Teil und dann der erste. Wenn erstlich kein Buchhändler es drucken will, keiner etwas dafür geben, endlich einer aus Erbarmen es druckt, aber nicht auf eigene Kosten, sondern auf Kosten dessen, der es geschrieben, wenn dann niemand es lesen will, in keiner Hand es gesehen, in keinem Hause es geduldet wird, wenn bei den täglichen Nachfragen beim Verleger der arme Schelm keine Bestellung sieht, sondern täglich neue Krebse, kein Geld sieht, sondern höhnische Gesichter, wohl, da vergeht das heisse Fieber, da kommt das kalte, dass ihm die Zähne klappern, dass er schnadert am ganzen Leibe ganz miserabel. Es ist die kalte Angst vor dem Konto, welchen der Verleger ihm machen wird, und zwar nicht mit Erbarmen, sondern mit Salz und Pfeffer.

1850, Die Käserei in der Vehfreude

### **38 Rund um Röthenbach in alter Zeit**

Die Gemeinde Röthenbach hat das Glück, dass sich ein pensionierter Mathematikprofessor für ihre Geschichte interessiert. Was Hans Riedwyl in Archiven recherchiert hat, ist nun in einem Buch nachzulesen.

Nicht auf jeden ihrer weltweit verstreuten Bürger können die Röthenbacher so stolz sein wie auf Joe Engle, den Raumschiffkommandanten. Tage- und wochenlang stand Hans Riedwyl im Archiv der Gemeinde Röthenbach. Rund 200'000 Fotos habe er gemacht, sagt er. Während sechs Jahren hat er

die digitalisierten Dokumente häppchenweise ins Internet gestellt. «Heute kann jeder Röthenbacher Bürger weltweit seine Vorfahren im Internet finden», sagt Riedwyl. Vor zwölf Jahren trat er als Mathematikprofessor an der Uni Bern in den Ruhestand. Nachdem er ein ganzes Berufsleben lang mit Zahlen gearbeitet hatte, wollte er sich in der Pension einem anderen Thema widmen: der Geschichte. Da er wusste, dass 2007 das Täuferjahr stattfinden würde, beschloss Riedwyl, ein Buch zu schreiben über einen Täufer, den es seinerzeit von Kehrsatz nach Röthenbach verschlagen hatte. Vorher hatte der in Liebefeld wohnhafte Mathematiker keinen Bezug zu der kleinen Gemeinde im oberen Emmental. Seinem Interesse an der Aufarbeitung des archivierten Materials ist es nun aber zu verdanken, dass ein Buch mit dem Titel «Rund um Röthenbach in alter Zeit» erschienen ist.

Gotthelf wirkte mit

Entstanden ist ein über 200-seitiges Buch, das mehr erzählt als bloss die Geschichte der Gemeinde Röthenbach. Riedwyl ordnet ein und erklärt geschichtliche Zusammenhänge, die sich einem allein beim Lesen der eingescannten Dokumente nicht erschliessen würden. Dass man sich eine Vorstellung vom Leben und Denken der Menschen im alten Röthenbach machen kann, dafür sorgen zudem die sorgsam ausgewählten und zu den Themen passenden Zitate aus verschiedenen Werken Jeremias Gotthelfs.

Was waren das nun also für Leute, die in Röthenbach ihre Wurzeln hatten? Einer, der es weit gebracht hat, hiess Carl Schenk. Er wurde 1863 zum dreizehnten Bundesrat gewählt. Er lebte in Signau, aber gemäss Riedwyls Recherchen kamen dessen Vorfahren aus Röthenbach. Laut einem Chronisten des gleichen Stammes soll der erste Schenk, von dem dieser gehört habe, im oberen Fischbach (in Röthenbach) gewohnt «und einen hölzigen Scheichen» gehabt haben.

Wie fast überall im oberen Emmental schlossen sich auch Röthenbacherinnen und Röthenbacher dem Täufertum an, sehr zum Verdruss der weltlichen und der geistlichen Obrigkeit. Pfarrer Dürr schlug in seinem Bericht an die Regierung im Jahr 1714 ziemlich resignierte Töne an. Er glaube nicht, dass die gnädige Obrigkeit bei der Ausrottung «dieses Unkrauts» im Emmental einen heiligen Zweck verrichten werde, denn da gebe es gar viele heimliche Halbtäufer, «welche solchen Verführten Unterschlupf geben».

Der Stolz der Röthenbacher

Trotzdem gab es auch Röthenbacher Täufer, die zuerst in den Jura flüchteten und von dort nach Amerika auswanderten. So etwa die Familie Engel, von der Joseph Henry Engle abstammte. Er brachte es noch weiter als Carl Schenk: Joe Engle war 1981 Kommandant des Raumschiffs Columbia und 1985 flog er mit der Discovery ins Weltall. Doch seinen Wurzeln blieb er sich offenbar bewusst. Im Buch ist eine Karte abgedruckt, die das Raumschiff zeigt. Darunter schrieb Joe Engle

eigenhändig: «Den Röthenbachern – Ich hoffe, noch viele, viele Male zum Dorf meiner Wurzeln zurückzukommen. Aber ich verspreche Ihnen, ich werde nicht versuchen, das Raumschiff auf dem Dorfplatz zu landen.» Eine Vergrößerung dieser Karte hängt heute im Sitzungszimmer der Gemeindeverwaltung Röthenbach.

Wo steht geschrieben?

Auf einige ihrer auf der ganzen Welt verstreuten Bürger sind die Röthenbacher mit Recht stolz. Daneben hatten die Gemeindeväter aber durchaus auch ihre Sorgenkinder. Diese fanden dann Erwähnung in den Chorgerichtsmanualen. So zum Beispiel ein gewisser Christen Gerber, Küher auf der Schindellegi. Ausgerechnet an einem Tag, da in Signau Markt war, liess er sein Kind taufen. «Anstatt nun dieser heiligen Taufhandlung beizuwohnen und als Vater für das arme Kindlein zu bätten, führte dieser irreligiöse Küher eine Kuh auf den Markt nach Signau», notierte Prädikant Abraham des Gouttes am 13. Juni 1752 erzürnt. Wegen des Versäumnisses zur Rede gestellt, habe Gerber «dumm und unvernünftig» geantwortet, er habe seine zu verkaufende Kuh niemandem anvertrauen können. «Heilloserweise» habe der Vater laut des Gouttes auch noch hinzugefügt, es stehe nirgends geschrieben, dass der Vater der Taufe seines Kindes notwendig beiwohnen müsse.

Auch ein Samuel Tschanz musste vor dem Chorgericht antraben: «Weil er sich in hiesigem Wirtshaus mit Kirschwasser sau-katz-voll gesoffen» habe, sodass man ihn «auf einer Mist-

bähre» habe nach Hause bringen müssen.

Strenge Sitten

Einst herrschten in Röthenbach aber auch gar strenge Sitten: Ein Mädchen wurde verklagt, weil es am hellen Tag in «Mannskleidern» durch das Dorf gelaufen sei. Zudem gab es Anlass zu Ärger, weil es beim heiligen Abendmahl das gesegnete Brot nicht gegessen, sondern aus dem Mund genommen habe. Der Verdacht lag nahe, es habe das Brot für abergläubische Sachen missbraucht. Dabei sei ihm der Bissen bloss zu gross gewesen, nach Geniessung des Weins habe es ihn wieder in den Mund geschoben.

Selbstverständlich hat auch Bedeutenderes Eingang gefunden in das Buch. So ist etwa nachzulesen, wie das war mit der Wassernot, woher der Gabelspitz seinen Namen hat und was Röthenbacher Alpen mit dem Bau des Inselfpitals zu tun haben.

Die Herausgeber

Für 40 Franken haben Hans Riedwyl und die Gemeinde Röthenbach das Buch «Rund um Röthenbach in alter Zeit» gemeinsam herausgegeben. Laut Riedwyl wurden 700 Exemplare gedruckt. Das reich bebilderte Buch mit knapp 240 Seiten kann auf der Gemeindeverwaltung oder direkt bei Hans Riedwyl (Kirchstrasse 38, 3097 Liebefeld) für 30 Franken bezogen werden. Damit sollten die Druckkosten von rund 20'000 Franken gedeckt werden können. «Ich will nicht, dass die Gemeinde viel bezahlen muss für das Buch», sagt der pensionierte Mathe-

matiker, der für seine Arbeit nichts verrechnet hat.

Susanne Graf, Redaktorin BZ,  
29.11.2014

### **39 Kirche oder Freikirche**

Man spricht von den «Frommen» und meint das nicht als Kompliment. Man nennt sie «Stündeler», die Frauen und Männer, die mit ihren Familien die Gottesdienste einer Freikirche besuchen. Und das ist noch harmlos. Oft wird christliches Leben, das sich ausserhalb der Landeskirchen abspielt, auch einfach in den Topf geworfen, der die Aufschrift «Sekte» trägt. Damit geschieht vielen unrecht. Hermann Kocher, reformierter Pfarrer in Langnau, hält fest: Gewisse sektiererische oder besser– fundamentalistische Züge könnten in der ganzen landes- und freikirchlichen Landschaft da und dort auftreten.

Aber: «Von einer Sekte oder – heute eher – einer Sondergruppe wird zum Beispiel dann gesprochen, wenn eine Gruppierung über die Bibel hinaus auf Zusatzoffenbarungen abstellt, wie dies bei den Zeugen Jehovas oder den Mormonen der Fall ist. Oder wenn sie einen Anspruch vertritt, exklusiv über den Zugang zum Heil zu verfügen.» Das sei bei keiner der im Emmental anzutreffenden evangelischen Gruppierungen der Fall.

#### **«Absonderung von der Welt»**

Auch nicht bei der Gemeinde der Evangelisch Taufgesinnten, die ihr Zentrum in Bärau hat. Obwohl sie sich durch einen wesentlich strengeren ge-

setzlichen Weg und durch eine stärkere «Absonderung von der Welt» auszeichnet als die beiden älteren Langnauer Täufergemeinden, die «Alt-täufer» im Kehr und die «Neutäufer» auf Giebel. Die weiblichen Mitglieder der Evangelisch Taufgesinnten lassen sich an langen Röcken und Haarnetzen erkennen. Damit erinnern sie entfernt an die Amischen, die zur Zeit der Täuferverfolgungen vor Jahrhunderten aus der Schweiz nach Amerika ausgewandert sind und sich dort bis heute sowohl der technischen Entwicklung verschliessen als auch an Kleidervorschriften festhalten.

#### **Schnäuze und Röcke**

Die Entstehung der Gemeinde der Taufgesinnten zeigt exemplarisch, wie innerhalb einer Freikirche plötzlich scheinbare Nebensächlichkeiten eine Bedeutung erhalten können, die zu Abspaltungen und Neugründungen führen können: Bei den «Neutäufern», die sich zuvor schon von den «Alttäufern» getrennt hatten, kam es vor gut 100 Jahren zum Streit ob der «Schnauzfrage». Der Oberlippenbart galt bei einigen als Attribut des Offiziers. Weil Täufer keinen bewaffneten Militärdienst leisten durften, lehnten sie den Schnauz ab und schlossen jene vom Abendmahl aus, die sich trotzdem einen wachsen liessen. Es kam zur Spaltung. Der liberalere Teil nennt sich heute Evangelische Täufergemeinde. Sie ist auf Giebel zu Hause.

Die strenggläubigen Taufgesinnten meiden die Öffentlichkeit bis heute. Und ihre männlichen Mitglieder tragen nach wie vor keinen Schnauz.

Lange Zeit legte auch der Evangelische Brüderverein grossen Wert auf Äusserlichkeiten. Im Jahr 2009, zum 100-Jahr-Jubiläum, taufte sich die Gemeinde um in „Gemeinde für Christus“. Die Kleidervorschriften seien aber bereits vor 10 Jahren gelockert worden, erklärt ein Mitglied von der Gemeinde für Christus in Hasle. Seither dürfen auch die Frauen Hosen und Kurzhaarfrisuren tragen. Was aber nicht bedeuten muss, dass alle Mitglieder die neue Freiheit auch nutzen.

Auch wenn Evangelisch-Freikirchliche viele Gemeinsamkeiten haben, kommt es doch immer wieder zu Diskussionen unter ihnen. «Ein Dauerbrenner» sei aktuell die musikalische Gestaltung der Gottesdienste, sagt Pfarrer Andreas Blaser vom Evangelischen Gemeinschaftswerk «Projekt 33» im Rüegsaachen. In immer mehr Gemeinschaften halten Teile dessen Einzug, was das ICF (International Christian Fellowship) für junge Christen so attraktiv macht: Man singt, meist stehend, von Bands begleitete moderne Lieder mit eingängiger Melodie und einfachen Texten und wiegt sich dazu – oft mit erhobenen Händen – im Takt der Musik.

Diesen «Lobpreis»-Teilen, die nicht selten von persönlichen Berichten aus dem religiösen Erleben begleitet sind, wird oft viel Platz eingeräumt. Andere Gottesdienstbesucher stören sich indes an der um sich greifenden Emotionalität. Sie vermissen das Besinnliche und wechseln unter Umständen auf der Suche nach stärkerer innerer Einkehr in eine andere Kirche. «Die Fluktuation unter den Freikirchen wird

grösser, das ist ein neues Phänomen», hat denn auch Pfarrer Hermann Kocher beobachtet. (Berner Zeitung)  
Erstellt: 18.07.2014, 09:36 Uhr

#### **40 Ella de Groot glaubt nicht an Gott!“**

Ein Leserbrief:

Ella de Groot ist nicht die einzige, die nicht an Gott glaubt, wenigstens nicht an einen realen, personalen und in der Geschichte handelnden Gott. Es gab und gibt immer wieder Menschen, die glauben einen Gottesbeweis führen zu können. Der Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal (1623-1662) riet den Menschen, an Gott zu glauben: entweder es gebe ihn, dann werde er die Gläubigen im Himmel belohnen. Gebe es ihn nicht, sei nichts verloren. Von René Decartes (1596-1650), Begründer des Rationalismus, stammt die Aussage: „Ich denke, also bin ich“. Wir Menschen verständigen uns gegenseitig im Gespräch, was eine Sprache voraussetzt, die von Menschen erfunden wurde. Der Philosoph Arthur Schopenhauer (1788-1860) war wohl der erste, der unsere Unfähigkeit, die Wahrheit zu erkennen, ausgesprochen hat. Alle Aussagen wurden und werden von Menschen gemacht. Philosophisch sind diese wahr oder falsch, aber unbeweisbar. Gibt es eine Hölle oder einen Himmel, ein ewiges Leben oder einen realen Gott? Dazu gibt es viele Meinungen, aber keine Wahrheiten. Auch die Atheisten, die glauben beweisen zu können, dass es keinen Gott gebe, können sich irren.

Der Wissenschaftler arbeitet mit der Methode von Versuch und Irrtum im Sinne von Karl Popper (1902-1994). Nach seinem Tode ist ein Buch seiner

Vorträge erschienen, das für ein breites Publikum lesbar ist und zwar mit dem vielsagenden Titel „Alles Leben ist Problemlösen“. Wissenschaftler wiederholen ihre Experimente mehrfach und der Glaube an die nicht widerlegten Hypothesen wächst mit jedem neuen Versuch, doch nur bis neue überraschende Erkenntnisse die alten widerlegen.

Ob wir an die Schöpfungsgeschichte im Sinne der Bibel glauben oder eine Hypothese der Wissenschaft für wahr ansehen, ist in allen Fällen ein Glaubensakt notwendig. Friedrich Dürrenmatt (1921-1990) hat es auf den Punkt gebracht, als er im Durcheinandertal schrieb: „Moser Melker [Wissenschaftler oder Pfarrer!], dem man glaubte, dass er glaubte, was er sagte“.

Der Theologe Dieter Bonhoeffer (1906-1945) hat gesagt, dass es im Glauben darum gehe, „ohne die Arbeitshypothese Gott“ auszukommen und sich auf den Weg der Nachfolge Jesu zu begeben. Vor und mit Gott leben wir ohne Gott.

Frau Pfarrerin Ella de Groot lehrt und predigt das Evangelium von Jesus Christus im Sinne der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kan-

tons Bern. Wenn die Kirche nicht alle Kirchensteuerzahler verlieren will, so muss ihre weltoffene Überzeugung darin Platz finden. Hans Riedwyl

## **41 Wissenschaftstheorie und Philosophie**

Aber was ist Philosophie?

**Gotthelf:** Philosophie ist die Quintessenz der menschlichen Gedanken, und diese Gedanken sind eben Zeugnisse, wie kurz die menschlichen Gedanken sind und wie wetterwendisch dazu.

In der Philosophie wird versucht, die Welt und die menschliche Existenz zu ergründen, zu deuten und zu verstehen.

Jede Kultur hatte eine Philosophie und Philosophen.

Wir orientieren uns heute vorwiegend an Platon (der 427/428 vor bis 348/347 vor Christus in Athen lebte), dessen Denken und Methoden er in vielen seiner Werke schilderte.

## 42 Curriculum Vitae Hans Riedwyl

### 1 Schulen und Universität

1943 - 1952 Primar- und Sekundarschule in Biglen  
1952 - 1956 Städtisches Gymnasium in Bern  
1957 – 1964 Studium mathematischen Statistik und Versicherungslehre mit den Nebenfächern Mathematik und Nationalökonomie an der Universität Bern

### 2 Promotionen

1964 Doktorprüfung mit Prädikat summa cum laude  
1967 Venia docendi für „Angewandte Mathematische Statistik“

### 3 Akademische Tätigkeiten

1961 - 1964 Assistent Institut für mathematische Statistik und Versicherungslehre  
1964 Wahl zum Oberassistenten  
1964 - 1966 Forschungsassistent des Schweizerischen Nationalfonds  
1965 Vierstündiges Lektorat für mathematische Statistik  
1967 Lehrauftrag an der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät  
1967 Oberassistent-Lektor  
1968 Lehrauftrag für Angewandte Mathematische Statistik  
1970 Vollamtlicher Extraordinarius ad personam  
1971 -1981 Biostatistische Kurse der Medizinischen Fakultät  
1972 Mitglied der kollektiven Leitung des Instituts

1980 Ordinarius für Angewandte Mathematische Statistik  
1980 – 1984 Amtierender Direktor des Instituts für mathematische Statistik und Versicherungslehre  
1985 Visiting Scholar University of North Carolina at Chapel Hill, USA, 30.9.-16.11.  
1986 Gastprofessor, Universität Karlsruhe (Techn. Hochschule), 09.01.-08.03

1986– 1987 Gastprofessor, Université de Fribourg (Lehrstuhlvertreter für 1 Jahr)

1991 Gastprofessor, Technische Universität Graz, 01.03.-31.03.  
1991 Visiting Professor of Statistics, Pennstate University, USA, 18.09.-15.12.  
1995 Visiting Professor, University of Oulu, Finnland, 01.08.-15.08.

1995 – 1997 Membre du 3e cycle de statistique et de probabilités appliquées  
1997 Gastprofessor, Technische Universität Graz, 24.02.-21.03.  
2001 Professor Dr. emeritus

### 4 Administrative Tätigkeiten

1971 Delegierter des Verwaltungsrates der Consult AG Bern,  
1971 - 1986 Mitglied der Besoldungskommission des Senats der Universität Bern  
1979 – 1982 Hausvorstand des Instituts für Exakte Wissenschaften  
1973 - 1984 Kommission der Eidgenössischen Medizinalprüfung, I. Naturwissenschaftliche Prüfung für Aertz-

te, Zahnärzte und Tierärzte  
1990 - 1991 Sekretär der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät

5 Ernennungen 1973 Wahl zum Mitglied des Internationalen Statistischen Instituts

1974 – 1975 Präsident der Region Oesterreich-Schweiz der Biometrischen Gesellschaft

1977 – 1981 Vorsitzender der Arbeitsgruppe „Stichprobensysteme“ der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Qualitätsförderung

1978 – 1989 Mitglied des Vorstandes der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Qualitätsförderung

1987 – 1994 Mitglied des Stiftungsrates der Stiftung „Comprehensive Hospital-Drug- Monitoring“

1988 - Beirat der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Qualitätsförderung

1993 - Mitglied des International Advisory Board on Use of Statistical Software

6. Projekte des Schweizerischen Nationalfonds

1985 Gemeinsame Hauptkomponenten und verwandte multivariate Modelle (gemeinsam mit Bernhard Flury)

1995 – 1997 Nichtparametrische statistische Methoden (gemeinsam mit Jürg Hüsler)

1995 – 1999 Wahrscheinlichkeitstheorie und Statistik (gemeinsam mit Henri Carnal und Jürg Hüsler)

7 Projekte des Schweizerischen Nationalfonds

Gesamtverkehrskonzeption der Schweiz, Eidgenössisches Amt für Umweltschutz, Bundesamt für Sozialversicherung, Bundesamt für Polizeiwesen, Generaldirektion der Schweiz. PTT-Betriebe, Schweizerische Bundesbahnen SBB, Eidgenössisches Militärdepartement, Gesellschaft Schweizer Zahlenlotto, Steuerverwaltung des Kantons Bern, Bundesamt für Energie

8 Kurstätigkeit

1970 -1985 Statistikkurse für Bundesbeamte; Eidgenössisches Personalamt

1977 -1981 Statistikkurse für die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Qualitätsförderung

1991 Cours postgrade en „Statistique Appliqué“, EPFL, Lausanne Nachdiplomkurs in

1992 – 2001 Angewandter Statistik, Seminar für Statistik, ETH Zürich

1993 Gesellschaft der schweizerischen Industrie-Apotheker, Fortbildungskurses

1995 – 2000 Nachdiplomkurs in Angewandter Statistik, Universität Bern

9 Gastvorträge (Auswahl) im Ausland

USA: Chapel Hill, Harvard, Iowa State, Pennstate, Rutgers, UCLA,

Kanada: Calgary, Western Ontario, Toronto, British Columbia,

Deutschland: Berlin, Karlsruhe, Hamburg, Trier, Heidelberg, Mainz, Dortmund

10 Mitgliedschaften

1960 Mathematische Vereinigung  
Bern

1964 Vereinigung Schweizerischer  
Versicherungsmathematiker Schweizerische

1965 Vereinigung für Statistik,  
Volkswirtschaft & Operations Research

1966 Internationale Biometrische  
Gesellschaft

1968 American Statistical Association

1971 Naturforschende Gesellschaft  
Bern

1973 International Statistical Institute

1977 Schweizerische Mathematische  
Gesellschaft

1986 Institute of Mathematical Statis-

tics

1988 Schweizerische Vereinigung für  
Statistik

11 Militär Oberst im Generalstab mit  
Diensten

1957 Artillerie

1966-1969 Kommandant der Haubitzen  
Feuerleitbatterie 10 Generalstab

1976-1979 Kommandant der Panzer-  
haubitzen Abteilung 10

1979 Unterstabchef Mechanisierte  
Division 4

1983 Unterstabchef Nachrichten Ter-  
ritorialzone 2

1984 –1986 Unterstabchef Logistik  
Territorialzone 2

1989 – 1991 Stab Armee Hauptquar-  
tier